



universität
wien

Diplomarbeit

Titel der Diplomarbeit

„Ich bin lesbisch“

Homosexualität und der Prozess des Coming-Out
von Frauen

Verfasserin

Ha Dat Huong Karin

angestrebter akademischer Grad

Mag.rer.soc.oec.

Wien, im November 2008

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 122/ 300

Studienrichtung lt. Studienblatt: Soziologie/ Politikwissenschaft

Betreuerin: Univ.-Doz. Dr. Eva Cyba

Danksagung

Viele Menschen haben mich während meines Studiums begleitet und nun ist es Zeit, ihnen auf diesem Weg zu danken.

Zuallererst möchte ich mich bei den Frauen bedanken, die bereit waren, mir für meine Interviews mit ihren Erzählungen und Erfahrungswerten zur Verfügung zu stehen. Ohne Sie wäre die Verwirklichung dieser Arbeit nicht möglich gewesen.

Mein besonderer Dank gilt vor allem meiner Betreuerin Dr. Eva Cyba. Ich verdanke ihr viele wertvolle Tipps bezüglich Aufbau und Struktur der Arbeit und unzählige Stunden Ratschläge und Diskussionen rund um die Arbeit.

Meiner Mutter möchte ich an dieser Stelle auch meinen speziellen Dank aussprechen. Sie hat mir mit ihrer Liebe und Fürsorge gezeigt, dass ich mich immer auf sie verlassen kann. Durch die Vermittlung ihrer Werte hat sie mir für mein Leben mitgegeben, wie wichtig Bildung für unser Leben ist.

Außerdem gab es einige Freundinnen in meinem Leben, die mir immer wieder Mut gemacht haben, und immer treu an meiner Seite waren, auch wenn ich oft nicht viel Zeit für sie hatte. Ich möchte an dieser Stelle niemanden namentlich nennen, da ich eine vergessen könnte, aber diejenigen, die ich meine, fühlen sich an dieser Stelle bestimmt angesprochen.

Vor allem, und nach allen anderen, gehört mein Dank meinem Freund Martin. Er hat mich in all meinen Vorhaben stets unterstützt, mich immer wieder ermutigt und er hat zu jeder Zeit an meiner Seite gestanden.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung.....	1
1. Zur Lebenssituation von Lesben in Österreich	3
1.1. Die Rechtliche Situation.....	8
1.2. Verbesserungen der sozialen Lage von Homosexuellen	14
2. Sozialisation und die Entwicklung der Sexuellen Identität.....	15
2.1. Zu den Begriffen „Homosexualität“ und „Lesbisch“	15
2.2. Das Geschlecht - eine konstruierte soziale Kategorie	16
2.3. Identitätskonzepte und Identitätsentwicklung	23
2.4. Homosexuelle Identität und Phasenmodelle homosexueller Entwicklung	29
3. Der Begriff und die Modelle des Coming-Out	32
3.1. Der Begriff des Coming-Out	32
3.2. Unterschiedliche Modelle des Coming-Out Prozesses.....	33
4. Die Empirische Untersuchung	41
4.1. Die Fragestellung.....	41
4.2. Die Annahmen	41
4.3. Die methodische Vorgangsweise	42
5. Der Prozess des Coming-Out.....	47
5.1. Gefühle des „Anders-Sein“	47
5.2. Rückzug oder der Versuch wie alle anderen zu sein.....	52
5.3. Erste Gespräche	59
5.4. Erste sexuelle Beziehungen zu Frauen	62
5.5. Akt der Befreiung oder Schuldgefühle?	65
5.6. Coming-Out in der Familie und die Reaktionen.....	66
5.7. Erfahrungen im weiteren sozialen Umfeld	71
5.8. Die Gestaltung ihrer heutigen Lebenssituation.....	79
5.9. Unangenehme Erfahrungen aufgrund der Homosexualität	83
6. Konfrontation der Phasenmodelle des Coming-Out in der Literatur mit den Coming-Out Erfahrungen der befragten Frauen.....	89
7. Resümee	93
8. Literaturverzeichnis.....	99
9. Anhang	103

Einleitung

Die Entwicklung der Homosexualität ist eine Geschichte, die durch Stigmatisierung, Diskriminierung, Verfolgung und Ausgrenzung gekennzeichnet ist. Trotz der sexuellen Liberalisierung in den letzten Jahren wird Homosexualität nach wie vor an der vorherrschenden Norm der Heterosexualität gemessen und als Abweichung beurteilt.

Die vorliegende Arbeit analysiert den oft schwierigsten Prozess im Leben einer homosexuellen Frau, dem Coming-Out. Ich habe mich für das Thema aus folgenden Gründen entschieden: Homosexualität wird nach wie vor in unserer Gesellschaft sozial diskriminiert und tabuisiert und ich möchte daher einen Einblick in das Leben der homosexuellen Frauen geben. Meiner Ansicht nach, soll jeder Mensch die Freiheit und das Recht haben, seine sexuelle Orientierung selbst zu bestimmen. Mit dieser Arbeit möchte ich Außenstehenden die Möglichkeit geben, etwas über die oft schwierige Lebenslage der Frauen zu erfahren. Ich bin der Überzeugung, dass Wissen und Aufklärung zu mehr Toleranz und Akzeptanz führen kann.

Im ersten Teil wird in einem kurzen Abriss auf die Lebenssituation der lesbischen Frauen in Österreich eingegangen. Daran anknüpfend wird die alltägliche und gesellschaftliche Diskriminierung von lesbischen Frauen dargestellt und erklärt, warum es lesbische Frauen in unserer Gesellschaft besonders schwer haben.

Im nächsten Abschnitt wird die rechtliche Situation von Lesben und Schwulen in Österreich erläutert, die von nicht unbeträchtlichem Einfluss auf die soziale Situation dieser Gruppe ist. Es wird auf folgende Bereiche eingegangen: Bestimmungen des Strafrechts und der Anti-Diskriminierung sowie die Diskussion und Regelung hinsichtlich Familie und Partnerschaft für gleichgeschlechtlich lebende und liebende Menschen.

Das nachfolgende Kapitel beschäftigt sich mit der sexuellen Sozialisation und der Identitätsentwicklung und geht dabei im Besonderen auf ein bekanntes Phasenmodell zur Entstehung einer homosexuellen Identität ein. Eingangs werden die Begriffe Homosexualität und Lesbisch erklärt und auf deren geschichtliche Entwicklung wird kurz Bezug genommen.

Zum besseren Verständnis der Identitätsentwicklung und der gängigen Identitätskonzepte werden in einem nächsten Abschnitt diese Punkte behandelt und erklärt. Ebenso wird die homosexuelle Identität thematisiert und im speziellen steht auch die Lesbische Identität im Mittelpunkt des Interesses.

In einem nächsten Schritt der theoretischen Aufarbeitung erfolgt eine Begriffsdefinition des Coming-Out (wobei ich mich ausschließlich auf das Coming-Out von Frauen beziehe, falls beide Geschlechter gemeint sind wird dies explizit angeführt). „Coming-Out“ ist zwar

heute ein relativ geläufiger Begriff, eine klare Definition und Abgrenzung ist im Rahmen einer wissenschaftlichen Arbeit aber notwendig.

Im Hauptteil der Arbeit werden die Ergebnisse der empirischen Studie basierend auf problemzentrierten Interviews präsentiert. Der individuelle Prozess des Coming-Out wird aus der Sicht der befragten Frauen in seinen vielfältigen Formen näher beleuchtet. Es werden ihre persönlichen Erfahrungen, die Schwierigkeiten und die Vorteile und Nachteile eines Coming-Out im Leben der homosexuellen Frauen beschrieben. Die Einstellungen, Gedanken und Gefühle der Frauen sind von zentraler Bedeutung, da sie den Lesern erlauben, die Thematik aus der Perspektive der Betroffenen zu betrachten.

1. Zur Lebenssituation von Lesben in Österreich

Die Homosexuelle Initiative (HOSI) Wien schätzt, dass ungefähr eine Viertelmillion Österreicherinnen lesbisch sind. Davon haben sich viele offen zu einer lesbischen Lebensweise bekannt. Neuere feministische Erkenntnisse haben gezeigt, dass es keine besonderen Prädispositionen, kein besonderer Entwicklungsknick, kein schwieriges Vater-Tochter-Verhältnis oder eine typische Mutter-Tochter-Konstellation sind, die eine lesbische Entwicklung vorschreiben. Frauen sind homosexuell, weil sie Frauen lieben, weil sie sich emotional und erotisch von Frauen angezogen fühlen. Frauen zu lieben ist für lesbische Frauen „normal“, und es ist für sie kein Diskussionsthema warum sie Frauen lieben und nicht Männer. Die Entscheidung sich zu einer lesbischen Lebensform zu bekennen, erfordert von den Frauen ein hohes Maß an Anstrengung und Entscheidungskraft. Diese Entscheidung stellt einen Widerstand gegen die Homophobie¹, gegen subtile und offene Diskriminierung dar. Die Frauen treffen diese Entscheidung oft in dem Wissen wenig oder gar keine Unterstützung von der Familie, von Freunden oder einer größeren Öffentlichkeit zu erhalten.²

Alltägliche und Gesellschaftliche Diskriminierung

Lesben sind ebenso wie homosexuelle Männer gesellschaftlichen Vorurteilen ausgesetzt, aber ihre Situation ist die einer doppelten Diskriminierung. Sie gelten als eine besondere Art von Frau, die es einzuschätzen, zu klassifizieren und auszugliedern gilt. Das nach wie vor bestehende patriarchale Gesellschaftssystem trifft Lesben in anderer Intensität als homosexuelle Männer. Die Problematik besteht darin, dass weibliche Homosexuelle gleichzeitig viel mehr eine „unsichtbare“ gesellschaftliche Gruppe darstellen als homosexuelle Männer. Das Patriarchat missachtet die Würde der lesbischen Frau, respektiert und achtet sie nicht in ihrem Handeln, sondern verachtet sie und nimmt sie in ihren Gedanken und Gefühlen nicht ernst. Lesben sind demgegenüber ähnlichen Vorurteilen wie schwule Männer ausgesetzt: Sie gelten als krank, als keine „richtigen“ Frauen, als „Mannweiber“. Diese negativ besetzten Meinungen erschweren es den lesbischen Frauen ihre eigene sexuelle Identität auszuleben, zu sich selbst zu stehen.³

¹ Unter Homophobie versteht man die irrationale, weil sachlich durch nichts zu begründende Angst vor homosexuellen Menschen und ihren Lebensweisen. Vgl. dazu: <http://www.wien.gv.at/queerwien/phob.htm> (Zugriff am 04.11.2008)

² Vgl. Tichy, Angela: Zur Situation lesbischer Frauen, in: Bericht über die Situation der Frauen in Österreich. Wien 1995, S.557

³ Vgl. Hauer, Gudrun: Was heißt es, lesbisch zu leben? In: Handl et al., Homosexualität in Österreich. Wien 1989, S.32

Welche Frau möchte sich gerne zu einer gesellschaftlichen Gruppe bekennen, die eine Minderheit darstellt und an den Rand gedrängt wird?

Durch gelebte weibliche Homosexualität verletzen Frauen die ihnen im Patriarchat zugestandenen Rollen, indem sie ein von Männern unabhängiges, selbstbestimmtes Leben führen. Für die Menschen, die an traditionellen Mustern festhalten, steht nach wie vor das Ehe- und Kleinfamilienmodell im Mittelpunkt. Das gängige heterosexuelle Modell der Gesellschaft mit den strengen Vorgaben, wie Frauen und Männer sein sollen, zu durchbrechen, ist durch Einschränkungen der Lebenssituation von Frauen gefährdet. Daher ist die autonome Lebensgestaltung von lesbischen Frauen prekär und durch bestimmte Entwicklungen gefährdet, wie zum Beispiel durch Umschichtungen auf dem (Frauen-) Arbeitsmarkt und der damit verbundenen Verringerung von (Frauen-) Arbeitsplätzen, die insbesondere auch die Lebens- und Arbeitsbedingungen von Lesben einschränken. Die Strategie des „Going Public“⁴ wählt ein geringer Teil der homosexuellen Frauen, der weit aus größere Teil, der lebt von außen hin nicht erkennbar oder geschützt innerhalb der Frauenbewegungs- oder Lesbenszene.⁵

So könnte folgende Aussage von Martin Dannecker über schwule Männer durchaus auch auf Lesben zutreffen: *„Treffen Homosexuelle und Heterosexuelle aufeinander, so kann es zu Schwierigkeiten und Konflikten kommen, da sie jeweils gezwungen sind Vorurteile aufzugeben und irrtümliche Vorstellungen überdenken müssen. Das ist für beide Gruppen keine leichte Aufgabe. Davon ist im alltäglichen Umgang zwischen Homosexuellen und Heterosexuellen kaum etwas zu merken, zumeist begegnen sie sich nur, ohne wirklich aufeinander zu treffen, aus verständlichen Gründen schlüpft der Homosexuelle in das vorherrschende heterosexuelle Klischee.“*⁶

Lesbisch zu leben ist für die Frauen vor allem die Möglichkeit, ihre Beziehungen den eigenen Vorstellungen entsprechend zu gestalten – dies hat aber viele negative Aspekte: Minderheitenstatus, Stigmatisierung, Isolation, Angst vor Entdeckung und Zweifel an sich selbst. Lesbische Frauen in unserer Gesellschaft müssen nach wie vor mit vielen Einschränkungen ihrer Lebensqualität rechnen.

⁴ Unter Going Public versteht man lesbische Lebensgefühle nach außen hin sichtbar werden zu lassen und sich in der Öffentlichkeit zu zeigen, mehr bekannt unter äußeres Coming-Out.

Vgl. dazu: <http://www.frauen-maedchen-beratung.de/de/informationen/index.html> (Zugriff am 22.05.2008)

⁵ Vgl. Hauer, Gudrun: Was heißt es, lesbisch zu leben? In: Handl et al., Homosexualität in Österreich. Wien 1989, S.33

⁶ Vgl. Dannecker, Martin: Schwierigkeiten im Umgang mit dem Homosexuellen, in: Der gewöhnliche Homosexuelle. Frankfurt/ Main 1975. S.163

Angela Tichy⁷ geht auf die folgenden negativen Aspekte lesbischen Lebens ein, da diese ihrer Meinung nach einer dringenden Veränderung bedürfen.

Die Vielfalt der Diskriminierungen reichen von Ignoranz, verbaler Abwertungen und Unterdrückung über rechtliche Benachteiligung bis hin zu Gewalttätigkeiten. Die Diskriminierung von Lesben umfasst alle Lebensbereiche der betroffenen Frauen.

In der patriarchalen Gesellschaft sind es drei Strategien mittels derer weibliche Homosexualität bekämpft wird und die verhindern, dass sie als mögliche Lebensweise in Erscheinung treten kann.

Die erste Strategie ist die Zwangsheterosexualität. Es handelt sich dabei um den Sozialisationsprozess, dem Frauen in unserer Gesellschaft unterliegen. Dieser ist nach wie vor eindeutig auf die Rolle der Mutter und Ehefrau ausgerichtet.⁸

Heterosexualität wird uns in fast allen Lebenssituationen als einzig denkbare Lebensweise vermittelt und ist ein wichtiges Element der Identität von Frauen und Männern. Frauen die Frauen lieben sind in ihrer Gesamtheit vor dieser dominanten Sichtweise sozusagen „ohne Identität“⁹. Es wird klar, dass die gesellschaftliche Diskriminierung von lesbischen Frauen nur im Kontext mit der allgemeinen Frauenunterdrückung zu sehen ist. Die Selbstbestimmung der lesbischen Frauen ist aber zusätzlich an die Loslösung von der heterosexuellen Frauenrolle gebunden.

Die zweite Strategie nennt sich die „Totschweige-Strategie“. Die Gefährdung des patriarchalen Systems liegt in der weiblichen Unabhängigkeit. Die Möglichkeit einer Alternative zur heterosexuellen Lebensform muss verschwiegen werden. Lesben stellen eine aus dieser Perspektive unsichtbare gesellschaftliche Gruppe dar. In fast allen Bereichen der Gesellschaft (Wissenschaft, Forschung, Politik, Bildungsinstitutionen, Medien, Familie) wird die Konfrontation mit dem Lesbischsein abgelehnt. In politischen, wissenschaftlichen und klerikalen Diskursen wird Lesbischsein unter dem Begriff Homosexualität subsumiert, der vom Großteil der Bevölkerung mit schwulen Männern assoziiert wird. So ist es auch nicht überraschend, dass es im Vergleich mit anderen europäischen Ländern nur wenige wissenschaftliche Arbeiten zu lesbischen Frauen gibt. Verschweigen ist in Österreich ein beliebtes und perfektioniertes Instrument, um lesbische Frauen zu unterdrücken. Lesbische Frauen werden daher meist als heterosexuell behandelt, selbst wenn bekannt ist, dass sie lesbisch sind.¹⁰

⁷ Vgl. Tichy, Angela: Zur Situation lesbischer Frauen, in: Bericht über die Situation der Frauen in Österreich: Wien 1995, S.557 (vgl. dazu auch: Eden/ Woltereck 1991)

⁸ Vgl. ebd. S.557

⁹ Vgl. dazu auch: (Reinberg/ Roßbach 1985)

¹⁰ Vgl. ebd.

Die dritte Form nennt Tichy die „Angriffs-Strategie“. Sie ist dadurch gekennzeichnet, dass Frauen, die sich als Lesben zu erkennen geben in unterschiedlichen Lebensbereichen damit rechnen müssen, verbal aber auch körperlich angegriffen zu werden.

Diese gesellschaftliche Strategie hat auch Auswirkungen in den Medien. Lesbische Frauen werden unter anderem als Mannweib, Sexualmonster, oder Kriminelle dargestellt. Dieses in der Öffentlichkeit konstruierte Bild der lesbischen Frau erschwert Lesben eine unbelastete Selbstakzeptanz und eine positive Identifikation.¹¹

Die Konsequenzen gesellschaftlicher Diskriminierung

Spezielle Dimensionen lesbischer Lebensweisen und daraus resultierende Veränderungen in sozialen und gesellschaftlichen Anerkennungs- und Ablehnungspraktiken gegenüber Lesben und Schwulen wurden in den 90er Jahren untersucht.

B. Woltereck¹² befasste sich mit den Folgen der Verinnerlichung gesellschaftlicher Diskriminierung auf das Selbstwertgefühl und das Selbstverständnis lesbischer Frauen. Sie beschreibt in ihrer Studie Mechanismen der inneren Akzeptanz bzw. die Aufnahme negativer, diskriminierender Standpunkte.

Woltereck konnte zwei Ängste im Prozess der Verinnerlichung der Unterdrückung als zentrale Konsequenz der gesellschaftlichen Diskriminierung feststellen:

Zum einen, die *Angst anders zu sein, das Unbehagen mit der eigenen Fremdartigkeit*. Sie findet ihren Ausdruck in der Furcht vor elterlichen und sozialen Reaktionen angesichts des lesbischen Lebensstils. Im Allgemeinen gesehen entsprechen lesbische Frauen nicht den Vorstellungen der Eltern. Die Frauen verlieren den Status der „guten Tochter“ und im sozialen Gefüge den der vollwertigen Frau und demnach unter Umständen auch ihre Selbstachtung. Die Abweichung von elterlichen und sozialen Grundsätzen war begleitet von Empfindungen wie Scham, Schuld, Angst und Ärger.

Zum anderen, die *Angst und Sorge um die eigene Sexualität und Erotik*. Nach Auffassung Wolterecks werden Frauen damit konfrontiert, dass sie Sexualität und Gefahr auf eine Ebene stellen mussten. Lesbische Sexualität dient nicht der Reproduktion, sondern wird allein aus Freude und Vergnügen praktiziert. Darin sieht Woltereck das Risiko für die Verstärkung der Schuldgefühle und Angst bei lesbischen Frauen, weil weibliche Sexualität ohne Legitimation der Fortpflanzung nicht zulässig ist.¹³

Eine erfolgreiche Angstbewältigung ist vom Standpunkt Wolterecks erst realisierbar, wenn individuelle Gefühle und Erfahrungen als kollektive wahrnehmbar sind.¹⁴

¹¹ Vgl. Tichy, Angela: Zur Situation lesbischer Frauen, in: Bericht über die Situation der Frauen in Österreich: Wien 1995, S.558

¹² Vgl. Woltereck, Britta: Zu den schmerzhaften Auswirkungen der Diskriminierung in/unter lesbischen Frauen. In: Zuehlke, Ramona: „Nichts an mir ist anders, eigentlich...“ München 2003, S.28

¹³ Vgl. ebd. S.28

¹⁴ Vgl. ebd. S.29

Lesbische Zusammenhänge führen dazu, die individuelle Isolation zu bewältigen, alternative Lebensstile zu konzipieren und die Selbstachtung zu begünstigen. Es ist von besonderer Bedeutung mit anderen lesbischen Frauen in Kontakt zu kommen, jedoch kann dieser Umstand für die einzelne Frau eine widersprüchliche Situation hervorrufen.¹⁵

„Aufgrund ihrer verinnerlichten Lesbenfeindlichkeit und –angst kann sie weder ihr eigenes Lesbischsein, noch andere Lesben wertschätzen; um jedoch ihre von gesellschaftlichem Heterosexismus¹⁶ und Homophobie geprägten Annahmen ablegen zu können, muss sie andere Lesben treffen und diese Begegnungen mit den vormals unakzeptablen Frauen als positiv erfahren und bewerten.“¹⁷

Woltereck bestimmte subtile und verdeckte Ausdrucksformen verinnerlichter Unterdrückung. Dazu zählte sie:

- die Befürchtung entdeckt zu werden, passive oder aktive Verleugnungstaktiken sowie ein inneres Bedürfnis andere vor der Erkenntnis des eigenen Lesbisch-Seins zu schützen;
- ein Selbstbild, dass von Selbsthass und Selbstverachtung beeinflusst war, dies kündigt sich in Selbstzerstörung, Suchtverhalten oder verbale Selbstabwertung an;
- eine übertriebene Ambition an die eigene berufliche Leistungsfähigkeit. Minderwertigkeitsgefühle werden dadurch ausgeglichen, indem der beruflichen Leistungsstärke eine Existenzberechtigung zugeschrieben werden kann;
- es werden übermäßige Erwartungen an Freundschaften gestellt. Gesellschaftliche und strukturelle Zwänge sollen die Frauen individuell ausgleichen;
- die Aussicht und die Anforderung an bedingungslose Hilfestellung und Loyalität, die die Existenz und Berechtigung von Interessensunterschieden, welche sich aus der Unterschiedlichkeit von Lesben oder aus nicht-lesbischen Identitätsbereichen ergeben.
- ein sehr großer Konformitätsdruck innerhalb der Szene, rigide Normsetzungen die wenig Platz für Andersartigkeit in der Szene zulassen.
- zum Teil geoutete und vor allem nicht geoutete Lesben empfinden Unbehagen gegenüber „offensichtlichen Lesben“. Lesben, die Angst haben mit offensichtlich erkennbaren Lesben in Verbindung gebracht zu werden und sich nicht als Anhänger einer lesbischen Gemeinschaft sehen und ihre Zugehörigkeit leugnen.¹⁸

¹⁵ Vgl. Woltereck, Britta: Zu den schmerzhaften Auswirkungen der Diskriminierung in/unter lesbischen Frauen. In: Zuehlke, Ramona: „Nichts an mir ist anders, eigentlich...“ München 2003, S.29

¹⁶ Unter Heterosexismus versteht man die Diskriminierung von homosexuellen Menschen aufgrund ihrer sexuellen Identität. Vgl. dazu: <http://www.wien.gv.at/queerwien/hetero.htm> (Zugriff am 04.11.2008)

¹⁷ Woltereck, Britta: Zu den schmerzhaften Auswirkungen der Diskriminierung in/unter lesbischen Frauen, in: Zuehlke, Ramona: Nichts an mir ist anders, eigentlich...München 2003. S.29

¹⁸ Vgl. Woltereck, Britta: Zu den schmerzhaften Auswirkungen der Diskriminierung in/unter lesbischen Frauen, in: Zuehlke, Ramona: Nichts an mir ist anders, eigentlich...München 2003, S.29 ff.

1.1. Die Rechtliche Situation

Weibliche Homosexualität wird nur mehr in wenigen Ländern strafrechtlich verfolgt, es bedeutet aber nicht, dass die Frauen integriert und anerkannt werden. Die Geringschätzung weiblicher Sexualität ist der Grund dafür, dass lesbische Frauen im österreichischen Strafrecht nicht explizit vorkommen. Es gibt keine gesetzlichen Regelungen, die die Lebensumstände der lesbischen Frauen berücksichtigen. Die freie Entfaltung der Persönlichkeit ist nur so weit möglich, wie sie nicht gegen die Sittengesetze verstoßen. Die jeweils herrschenden Moralvorstellungen in einer Gesellschaft bestimmen das Verhalten der homosexuellen Frauen.¹⁹

Studien²⁰ weisen auf eine lange Geschichte der Diskriminierung und Unterdrückung von homosexuellen Menschen in Österreich hin. Im Jahr 1971 erfolgte eine Entkriminalisierung für gleichgeschlechtliche sexuelle Handlungen zwischen Erwachsenen. Das Totalverbot der Homosexualität galt auch für weibliche Homosexualität. Ab diesem Zeitpunkt war auch die homosexuelle Liebe zwischen Frauen nicht mehr verboten. Diese Reform bedeutete ein Anfang für die Gleichstellung homosexueller Menschen. Doch sie forderte gleichzeitig auch die Einführung von vier anti-homosexuellen Strafrechtsbestimmungen, die besonders von den konservativen politischen Kräften und der römisch-katholischen Kirche forciert wurde.²¹

Das sind folgende vier Strafrechtsbestimmungen, die lange Zeit Gültigkeit besaßen und strafrechtlich verfolgt wurden:

§ 209 Gleichgeschlechtliche Unzucht mit Personen unter 18 Jahren

§ 210 Verbot der männlichen homosexuellen Prostitution- dieser Paragraph wurde 1989 aufgehoben, um im Interesse der AIDS-Prävention männlichen Prostituierten die amtliche Gesundheitskontrolle zu ermöglichen.

§ 220 Verbot der Werbung für Unzucht mit Personen des gleichen Geschlechts

§ 221 Verbot der Begünstigung gleichgeschlechtlicher Unzucht²²

Eine Stellungnahme zur Frage, ob es ratsam wäre die Paragraphen 209, 210, 220 und 221 StGB ersatzlos zu streichen, gab Univ. Doz. Dr. Wolfgang Stangl im April 1984 ab:

„Aufgrund der hier angestellten Überlegungen komme ich zum Ergebnis, dass die Forderung nach ersatzloser Streichung der § 209, 210 und 220 und 221 StGB zu unterstützen ist. Eine derartige Reform befände sich im Einklang mit der westeuropäischen Rechtsentwicklung, sie wäre kriminalpolitisch nicht nur unbedenklich sondern geboten,

¹⁹ Vgl. http://www.andersrum.ooe.gruene.at/materialien/pics/broschure_lesben.pdf S.3 (Zugriff am 01.06.2008)

²⁰ Vgl. dazu z.B. Reinberg/ Roßbach: Stichprobe: Lesben. Erfahrungen lesbischer Frauen mit ihrer heterosexuellen Umwelt. Pfaffenweiler 1985.

²¹ Vgl. http://www.hosilinz.at/materialien/m_0012_situation_oesterr.html (Zugriff: 02.05.2005)

²² Vgl. ebd.

*und schließlich würde sie dazu beitragen, die Diskriminierung der Homosexuellen in Österreich ein Stück zu vermindern.*²³

Die beiden Paragraphen 220 und 221 wurden schließlich 1996 vom Nationalrat einstimmig aufgehoben. Diese Aufhebung wurde am 1. März 1997 wirksam.²⁴ Die Aufhebung der Sonderstrafbestimmung 209 scheiterte im November 1996 an einer einzigen Stimme, obwohl Experten vom Justizausschuss des Nationalrates die sofortige Abschaffung forderten.²⁵ Obwohl für alle anderen Formen sexueller Beziehungen ein „Schutzalter“ von 14 Jahren gilt, verbietet § 209 sexuelle Beziehungen zwischen Männern über 19 Jahren mit unter 18-jährigen Männern. Hingegen gibt es eine Duldung sexueller Handlungen von Lesben, die 14 Jahre alt sind. Diese wird damit begründet, dass nicht unterschieden werden kann, ob es sich um „Hilfestellungen“ im Zuge der Körperpflege oder sexuelle Betätigungen handelt.²⁶ Diese Bestimmung für männliche Homosexuelle missachtete grundlegende Werte der österreichischen Rechtsordnung sowie die Gleichbehandlung der Bürger und die Achtung der Privat- und Intimsphäre. Sie schränkte die freie Entfaltung der Persönlichkeit ein und respektierte die für jeden Menschen geltende Würde nicht.

Die Petition österreichischer Jugendorganisationen stellte dazu folgendes fest:

*Der § 209 widerspricht der Konzeption eines modernen Strafrechts, nach der nur sozialschädliches Verhalten unter Strafe gestellt und das Strafrecht nicht zur Durchsetzung moralischer Wertvorstellungen missbraucht werden darf.*²⁷

§ 209 wurde im Juni 2002 vom Verfassungsgerichtshof als verfassungswidrig aufgehoben und diese Aufhebung trat schließlich am 28.02.2003 in Kraft.

Es gibt kein umfassendes Antidiskriminierungsgesetz (ADG) für homosexuell lebende und liebende Menschen in Österreich. Die Konsequenz daraus ist, dass Lesben und Schwule vor Diskriminierungen in allen Bereichen des täglichen Lebens kaum geschützt sind. Es sind alle BürgerInnen durch die Bundesverfassung gleichermaßen gesichert, und diese sieht vor, dass alle vor dem Gesetz gleich sind. De facto zeigt die alltägliche Erfahrung, dass diese Bestimmungen im Alltag von Homosexuellen keine Wirkung haben. Es gibt unzählige Beispiele dafür, wie Homosexuellen in Österreich das Leben erschwert wird und sie tagtäglich erfahren müssen, dass sie nicht als vollwertige Mitglieder der Gesellschaft anerkannt werden.²⁸

²³ Graupner, Helmut: Homosexualität und Strafrecht in Österreich. Wien 2001. Siehe Anhang: Wissenschaftliche Stimmen zur strafrechtlichen Ungleichbehandlung

²⁴ Vgl. www.hosilinz.at/materialien/m_0012_situation_oesterr.html (Zugriff am 02.05.2005)

²⁵ Vgl. Graupner, Helmut: Homosexualität und Strafrecht in Österreich. Wien 2001. S.4

²⁶ Vgl. <http://www.feministischerfrauenrat.at/word/SCHATTENBERICHT.doc> (Zugriff am 02.05.2005)

²⁷ Vgl. Graupner, Helmut: Homosexualität und Strafrecht in Österreich. Wien 2001. S.4

²⁸ Vgl. http://www.hosilinz.at/materialien/m_0012_situation_oesterr.html (Zugriff am 02.05.2005)

Der Wiener Landtag bekannte sich zu einem Antidiskriminierungsgesetz, mit dem zentralen Ziel Diskriminierung zu bekämpfen. In der Fassung vom 8. September 2004 war in § 2 Verbot der Diskriminierung folgendes verankert:

*Kein Mensch darf aufgrund seiner Rasse, seiner ethnischen Herkunft, seiner Religion, seiner Weltanschauung, seines Alters oder seiner sexuellen Ausrichtung diskriminiert werden.*²⁹

Dieses Antidiskriminierungsgesetz orientierte sich an der Grundlage des Artikels 13 EG - Vertrag, in dem die EU vier Richtlinien beschlossen hatte, die im Wesentlichen folgendes beinhaltete: Das Verbot Menschen aufgrund verschiedener individueller Merkmale zu diskriminieren.³⁰ Bei dieser Erklärung handelte es sich mehr um eine symbolische Erklärung, als darum, eine sofortige Umsetzung im Interesse der Betroffenen durchzuführen.³¹ Vor diesem Hintergrund werden Diskriminierungen in Wien nach wie vor als Kavaliersdelikt gesehen: Die Stadt Wien bekennt sich zum Grundsatz der Integration und Gleichstellung aller Bevölkerungsgruppen, allerdings ohne konkrete Verpflichtungen für sich selbst zu bestimmen und ohne Konsequenzen vorzusehen.³²

Die HOSI Wien setzt sich seit 1989 für die „Eingetragene Partnerschaft“ (EP) nach dänischem Modell ein. Es sollte ein schwul/lesbisches Äquivalent zur Ehe durchgesetzt werden, dass für gleichgeschlechtliche Paare gelten soll. Generell sollten die gleichen Rechte und Pflichten wie für Eheleute gültig sein. Allerdings sollten für die Eingetragene Partnerschaft einige Rahmenbedingungen abgeändert werden. Dazu zählen vor allem die Scheidungsbestimmungen. Die Einführung der EP sollte selbstverständlich auch die grundsätzliche Gleichstellung gleich- und verschiedengeschlechtlicher Lebensgemeinschaften beinhalten. Es bedeutet, dass alle Rechte die momentan für unverheiratete verschiedengeschlechtliche Lebenspartner/innen bestehen, auch für gleichgeschlechtliche Beziehungen in Kraft treten müssen, auch wenn keine EP eingegangen wird. In Österreich sind Lebensgemeinschaften theoretisch der Ehe bereits gleichgestellt.³³

Diese theoretische Gleichstellung ist auf das Urteil des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte (EGMR) vom Juli 2003 zurückzuführen. Es betraf die Regelung, dass dem hinterbliebenen Lebensgefährten das Recht eingeräumt wird, den Mietvertrag des verstorbenen Hauptmieters zu übernehmen.³⁴ Der Verfassungsgerichtshof hat aus dem Urteil des EGMR von 2003 die Konsequenzen gezogen und im Oktober 2005 die

²⁹ Vgl. <http://www.wien.gv.at/recht/landesrecht-wien/landesgesetzblatt/jahrgang/2004/html/lg2004035.htm> (Zugriff am 31.05.2008)

³⁰ Vgl. <http://www.bmfsfj.de/Politikbereiche/Gleichstellung/eu-richtlinien.html> (Zugriff am 06.08.2008)

³¹ Vgl. www.hosilinz.at/materialien/m_0012_situation_oesterr.html

³² Vgl. <http://www.bizeps.or.at/news.php?nr=2699> Sieben Fragen zum Wiener Antidiskriminierungsgesetz (Zugriff am 31.05.2008)

³³ Vgl. www.hosiwien.at/download/wirwollenheiraten.pdf S.2 (Zugriff am 05.04.2008)

³⁴ Vgl. ebd.

Einschränkung der Mitversicherungsmöglichkeit von LebensgefährtenInnen auf verschiedengeschlechtliche LebensgefährtenInnen als verfassungswidrig aufgehoben. Angesichts des VfGH-Urteils sah sich das Parlament gezwungen, die Mitversicherungsmöglichkeit in den gesetzlichen Sozialversicherungen für verschieden- und gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften einzuführen.

Die Gleichstellung in Bezug auf die Mitversicherung erfolgte mit der Verabschiedung am 12. Juli 2006 und trat mit 1. August 2006 in Wirkung.³⁵

Eine neue Ära wurde für Österreichs Homosexuelle durch die EU-Richtlinie 2000/78/EG eingeleitet, die folgende Zielsetzung hatte: Gleichbehandlung in Beschäftigung und Beruf.

Damit traten am 1. Juli 2004 Bestimmungen in Kraft, die Diskriminierung in der Arbeitswelt unter Strafe zu stellen und mit Sanktionen zu belegen. Die Gesetzeslage verbietet jegliche Diskriminierung aufgrund der sexuellen Orientierung in Beschäftigung und Beruf. Das Diskriminierungsverbot beinhaltet direkte und indirekte Diskriminierung sowie Belästigung und Mobbing. Es besitzt seine Gültigkeit für den privaten als auch den öffentlichen Sektor, alle Arten der Beschäftigung (selbständig/ unselbständig), unbefristet oder befristet und für einige mehr. Das Verbot bezieht sich auf alle Aspekte der beruflichen Beschäftigung, wie: Einstellung, Fortbildung, Umschulung, Beförderung, Kündigung, Entgelt und Stellenausschreibung.³⁶

Konkrete Beispiele für Verbesserungen in Beschäftigung und Beruf wären § 16 (1) Urlaubsgesetz und § 14a (1) Arbeitsvertragsrechts-Anpassungsgesetz (AVRAG). Diese Paragraphen besagen, dass nun die Dienstfreistellung zur Pflege kranker bzw. zur Begleitung sterbender Angehöriger auch für gleichgeschlechtliche LebenspartnerInnen möglich ist. Außerdem sind die gleichgeschlechtlichen LebensgefährtenInnen nach § 24 (2) Angestelltengesetz aufgrund der EU-Richtlinie mittlerweile gleichgestellt.

Weitere Beispiele für Gesetzesbestimmungen die nur für EhepartnerInnen gelten sind:

§ 12 Mietrechtsgesetz (Abtretung des Mietrechts unter Lebenden)

§ 321 Zivilprozessordnung (Zeugnisentschlagungsrecht)

§ 757 ABGB (gesetzliches Erbrecht des Ehegatten/der Ehegattin)

Der Status quo in Österreich- Eine Übersicht

Ein verschiedengeschlechtliches Paar kann derzeit zwischen drei Formen zur Gestaltung seiner Beziehung wählen:

1. Mann und Frau können trotz Partnerschaft als Individuen leben. Damit gehen sie keine Verpflichtungen ein, haben aber dazu im Gegensatz natürlich auch keinerlei Rechte.³⁷

³⁵ Vgl. <http://www.hosiwien.at/download/wirwollenheiraten.pdf> S.3 (Zugriff am 05.04.2008)

³⁶ Vgl. <http://www.hosiwien.at/antidiskriminierungsgesetz/> (Zugriff am 05.04.2008)

³⁷ Vgl. <http://www.hosiwien.at/download/wirwollenheiraten.pdf> S.4 (Zugriff am 05.04.2008)

2. Mann und Frau haben die Option, ihr Zusammenleben als Lebensgemeinschaft zu definieren. Diese Wahl der Lebensform bringt weniger Rechte und Pflichten mit sich als eine Ehe. Im österreichischen Recht ist die Lebensgemeinschaft festgelegt, sie wird jedoch weder am Standesamt geschlossen, noch behördlich eingetragen. Für ein zusammenlebendes Paar besteht jedoch keine Verbindlichkeit sich als Lebensgemeinschaft zu bestimmen.
3. Mann und Frau können eine Ehe schließen.³⁸

Gleichgeschlechtlichen Paaren, also zwei Frauen bzw. zwei Männern stehen derzeit nur die beiden erstgenannten Optionen offen.

Es gab in den letzten Jahren bereits einige rechtliche Verbesserungen: Der Nationalrat hatte im Juli 1998 beschlossen, das Zeugnisenstschlagungsrecht für Angehörige nach § 72 (2) Strafgesetzbuch und § 152 Strafprozessordnung auf gleichgeschlechtliche LebensgefährtnInnen zu erweitern. Damit wurde erstmals im österreichischen Rechtssystem die gleichgeschlechtliche PartnerInnenschaft anerkannt. Einer weiteren Forderung der HOSI Wien wurde im März 2002 nachgekommen: Der Nationalrat legte ein neues Wohnungseigentumsgesetz fest, dass am 1. Juli 2002 in Kraft trat. Seither können zwei x-beliebige Personen gemeinsam Wohnungseigentum erwerben und sich gemeinsam ins Grundbuch eintragen lassen- also auch ein lesbisches bzw. schwules Paar. Vorher war diese Option nur auf Ehepaare begrenzt.³⁹

Gegenwärtig ist es noch immer so, dass das Gesetz alle Lebensgemeinschaften gegenüber der Ehe benachteiligt. Gerade im Alltag gibt es noch wichtige Rechtsbereiche, in denen alle Lebensgemeinschaften gegenüber der Ehe einen beträchtlichen Nachteil haben. Während Mann und Frau die Möglichkeit offen steht zu heiraten, damit sie in den Genuss der an die Ehe geknüpften Rechte kommen, steht einem homosexuellen Paar diese Entscheidungsfreiheit nicht zu.

Das ganze Ausmaß der Benachteiligungen die homosexuelle Menschen gegenüber verheirateten Menschen betreffen ist kaum zu erfassen. Es geht weit über die genannten Bereiche wie Sozialversicherungs-, Erb-, Pensions- und Fremdenrecht hinaus.⁴⁰

Eine Behebung dieser vielfältigen Ungerechtigkeiten ist daher auch nicht durch die entsprechende Sanierung einzelner Gesetze möglich, sondern nur durch eine grundsätzliche Regelung, nämlich durch die Einführung der Eingetragenen PartnerInnenschaft.⁴¹

³⁸ Vgl. <http://www.hosiwien.at/download/wirwollenheiraten.pdf> S.4 (Zugriff am 05.04.2008)

³⁹ Vgl. ebd. S.4

⁴⁰ Vgl. ebd. S.4

⁴¹ Vgl. ebd. S.5

Einige wichtige Bereiche der bestehenden Benachteiligungen stellen folgende Punkte dar:

Erbrecht

Im Erbrecht sind gleichgeschlechtliche Lebenspartnerinnen besonders benachteiligt. Sie sind im Todesfall der Partnerin/des Partners nur dann erbberechtigt, wenn ein Testament vorliegt, da sie über kein gesetzliches Erbrecht verfügen. Es steht ihnen daher auch kein Pflichtteil zu.⁴²

Fremdenrecht

Nach den einschlägigen rechtlichen Bestimmungen besteht ein ausdrückliches Recht auf Familienzusammenführung nur für EhepartnerInnen. Davon ausgeschlossen sind homo- und heterosexuelle Lebenspartnerinnen. Es besteht für lesbische bzw. schwule Paare keine Möglichkeit, dem Partner bzw. der Partnerin durch Heirat einen legalen Aufenthalt zu ermöglichen. In der Praxis ist es für eine/n österreichische/n Staatsbürger/in bzw. eine/n Ausländer/in mit Aufenthaltsrecht in Österreich äußerst schwierig für seinen/ihre gleichgeschlechtliche Partner/in aus einem Nicht-EWR-Land eine Aufenthalts- bzw. Arbeitsbewilligung für Österreich zu bekommen. Kleine Verbesserungen gab es durch das 2005 beschlossene Niederlassungs- und Aufenthaltsgesetz (NAG), das am 1. Jänner 2006 in Wirkung trat.⁴³

Fortpflanzungsmedizingesetz

Alleinstehenden Frauen und Frauen in einer lesbischen Beziehung ist es nicht erlaubt, sich künstlich befruchten zu lassen. Dieses Gesetz knüpft die Mutterrolle an die Bedingung einer Mann-Frau-Beziehung.⁴⁴ Das Fortpflanzungsmedizingesetz (aus dem Jahr 1992) sieht vor, dass homosexuelle Frauen die Methoden der künstlichen Insemination und der In-Vitro-Fertilisation nicht in Anspruch nehmen können. Diese Formen unnatürlicher Schwangerschaften können nur von verheirateten Frauen, die in einer dauerhaften heterosexuellen Partnerschaft leben, wahrgenommen werden.⁴⁵

Sorge- und Adoptionsrecht

Weiters ist es in Österreich für homosexuell liebende und zusammenlebende Menschen nicht möglich Kinder gemeinsam zu adoptieren. Natürlich kann eine Lesbe (oder ein Schwuler) als Einzelperson ein Kind adoptieren, dies wäre praktisch nur möglich, wenn ihre/ seine Homosexualität geheim bleibt. Falls eine Partnerin Kinder in die Beziehung bringt, kann die andere gleichgeschlechtliche Partnerin keine gemeinsame Obsorge bzw. eine Adoption beantragen.⁴⁶

⁴² Vgl. <http://www.hosiwien.at/download/wirwollenheiraten.pdf> S.6 (Zugriff am 05.04.2008)

⁴³ Vgl. ebd. S.6

⁴⁴ Vgl. ebd. S.6

⁴⁵ Vgl. www.hosilinz.at/materialien/m_0012_situation_oesterr.html (Zugriff am 02.05.2005)

⁴⁶ Vgl. ebd.

1.2. Verbesserungen der sozialen Lage von Homosexuellen

Neben all den bestehenden Diskriminierungen, denen homosexuelle Menschen nach wie vor ausgesetzt sind, ist anzumerken, dass in den letzten zwanzig Jahren eine Bewusstseinsveränderung in der Einstellung der Gesellschaft und in den Medien stattgefunden hat. Die Homosexualität war bis in die 70er Jahre ein absolutes Tabuthema in der Öffentlichkeit und wurde in den Medien nur im Zusammenhang mit Kriminalität erwähnt.

Damals wurden Homosexuelle an den Rand der Gesellschaft gedrängt und als Kriminelle behandelt. Ein Grund für die Verbesserungen der letzten 25 bis 30 Jahre sind auf die politischen Veränderungen in den 70er Jahren zurückzuführen. Diese gesellschaftliche Umbruchsstimmung erfasste alle gesellschaftlichen Bereiche und bedeutete ein Überdenken der alten Traditionen und Konventionen. Durch diese Entwicklung wurde die katholische Kirche und ihre politische Verbindung, die Österreichische Volkspartei zurückgedrängt. Seit die ÖVP 1986 wieder an eine Koalition mit den Sozialdemokraten beteiligt war, wurden diese positiven Veränderungen eingedämmt und schließlich vollkommen aus dem öffentlichen Interesse gedrängt. Die ÖVP hat in den letzten zwölf Jahren keine gesellschaftlichen und rechtlichen Verbesserungen für Homosexuelle zugelassen.⁴⁷

Sie sehen Lesben und Schwule als BürgerInnen zweiter Klasse an und versuchen mit allen Mitteln zu verhindern, dass sie gleichberechtigt behandelt werden. Dennoch konnten in den letzten 20 Jahren zahlreiche Befreiungs- und Emanzipationsbewegungen zugunsten der Homosexuellen in Österreich entstehen. Sie ermöglichen den Lesben und Schwulen ihre sexuellen Neigungen in der Öffentlichkeit auszuleben, falls sie bereit sind einige Diskriminierungen zu ertragen.

Es ist viel einfacher für Lesben und Schwule geworden, den Schritt des Coming-Outs zu gehen. Diese positiven Veränderungen werden durch die wachsende Lesben- und Schwulenszene vor allem in Wien und größeren Städten angetrieben. Die öffentliche Meinung hat sich zugunsten der Homosexuellen verändert: Alternative Lebensstile werden vermehrt toleriert und akzeptiert. Es gibt kaum noch Berichte in den Medien die über Lesben und Schwule in negativem Zusammenhang berichten.

Ein großer Teil der Bevölkerung ist gegen die Diskriminierung von Lesben und Schwulen. Aber die Vorstellung, dass Homosexuelle heiraten dürfen, ist für die Mehrheit noch nicht vorstellbar und wird seitens der Bevölkerung daher auch nicht besonders stark unterstützt.⁴⁸

⁴⁷ Vgl. www.hosilinz.at/materialien/m_0012_situation_oesterr.html (Zugriff am 02.05.2005)

⁴⁸ Vgl. ebd.

2. Sozialisation und die Entwicklung der Sexuellen Identität

2.1. Zu den Begriffen „Homosexualität“ und „Lesbisch“

Die Bezeichnung „homosexuell“ leitet sich aus dem Griechischen und Lateinischen ab und bedeutet im ursprünglichen Sinn des Wortes, dass jemand mit einer Person des gleichen Geschlechts in einer sexuellen Beziehung steht. Das griechische Wort „homo“ bedeutet „gleich“. Die Bezeichnung „lesbische Liebe“ drückt eine erotische oder sexuelle Beziehung zwischen zwei weiblichen Personen aus.

Die Bezeichnung Homosexualität trat im Jahre 1869 zum ersten Mal auf, die Durchsetzung des Begriffs erfolgte im 20. Jahrhundert. Zum damaligen Zeitpunkt konnte sie „aufgrund ihrer Abscheulichkeit“ nicht genannt werden, daher galt diese Liebe als stumm, man traute sich nicht einmal sie beim Namen zu nennen.⁴⁹

Wörter wie „Tante“, „Schwester“, „schwul“ und „warmer Bruder“ fanden sich schon lange im Sprachgebrauch, ihre ursprüngliche Verwendung lässt sich nicht zurückverfolgen. Die gleichgeschlechtliche Liebe zwischen Frauen fand erst viel später ihre Benennung. Das Wort „lesbisch“ wurde vor dem 20. Jahrhundert gar nicht verwendet und die Bezeichnung „Lesbe“ gibt es erst seit zwanzig Jahren. Frauenliebe war auch bei denen, die sie lebten, besonders verschwiegen. Frauen nannten sich und ihre „Gespielinnen“ Freundinnen, eine gute Bezeichnung für den respektablen Teil der Beziehung, der gleichzeitig den „unanständigen“ Teil der Beziehung versteckte.⁵⁰

Die Soziologische Forschung betrachtet homosexuelle Menschen weniger als individuelle, auffällige Fälle, sondern legt vielmehr ihre Beobachtung auf soziale Prozesse. Diese Prozesse führen dazu, dass die betroffenen Personen als „deviant“, das bedeutet, außerhalb allgemein akzeptierter Normen stehend, bezeichnet werden. Devianz stellt eine Etikettierung dar, die Menschen von anderen Menschen, in diesem Fall im Bereich des Sexualverhaltens zugewiesen wird. Homosexuelles Verhalten an sich ist nicht deviant, es erhält diese Bedeutung durch Einschätzungen und Reaktionen der anderen Mitglieder der Gesellschaft. Die Bezeichnung „deviant“ drückt kein Werturteil aus, sie will zeigen, dass ein abweichendes Verhalten gegenüber dem allgemein akzeptierten Verhalten vorherrscht.⁵¹

⁴⁹ Vgl. Lautmann, Rüdiger: Homosexualität? Die Liebe zum eigenen Geschlecht in der modernen Konstruktion. In: Puff, Helmut (Hg.): Lust, Angst und Provokation. Homosexualität in der Gesellschaft. Zürich 1993, S.15

⁵⁰ Vgl. ebd. S.16

⁵¹ Vgl. Linnhoff, Ursula: Weibliche Homosexualität zwischen Anpassung und Emanzipation. Köln 1976. S.26

Allgemein ist festzustellen, dass soziologische Forschung im Rahmen der Homosexualität durch folgende Merkmale gekennzeichnet ist: Sie zielt auf empirisch Feststellbares und ist an der Klarstellung des Zusammenhangs zwischen Situation und Position der/ des Homosexuellen bzw. der Reaktion der Gesellschaft⁵² interessiert.

2.2. Das Geschlecht - eine konstruierte soziale Kategorie

Die Geschlechtszuordnung, die zwischen Frauen und Männern unterscheidet, ist ein zentrales Element in unserem gesellschaftlichen Alltagsdenken. Im „Normalfall“ hinterfragen die Menschen ihre Geschlechtszugehörigkeit nicht.

Sie werden aufgrund ihrer Geschlechtsmerkmale automatisch in diese Kategorien eingeteilt und ordnen sich selbst dem weiblichen oder männlichen Geschlecht zu. Die Existenz zweier Geschlechter wird für eine objektive biologische Tatsache gehalten. In einer geschlechtszentrierten Gesellschaft, in der die Unterscheidung zwischen Frauen und Männern als wichtig gilt, stehen die Menschen unter dem Zwang sich innerhalb der Gesellschaft weiblich/männlich zu definieren und sich sozial zu verorten.⁵³

Unmittelbar nach der Geburt wird aufgrund der äußerlich erkennbaren Geschlechtsmerkmale das Bestimmungsgeschlecht festgelegt, dass mit dem Eintrag in die Geburtsurkunde juristisch verankert wird. Durch die Bestimmung des biologischen Geschlechts beginnt die geschlechtsspezifische Erziehung und Sozialisation als Frau oder Mann.

Das soziale bzw. kulturelle Geschlecht, die Geschlechtsidentität wird durch die Erziehung, erlernte geschlechtstypische Verhaltensweisen und Geschlechterrollen entwickelt.

Die Unterscheidung von zwei Geschlechtern ist nicht als Tatsache zu sehen, sondern sie wird in einem lebenslangen, interaktiven Prozess ständig konstruiert, da sie kulturell bestimmt ist.⁵⁴

Das Geschlecht ist eine soziale Kategorie, die als Struktur- und Ordnungsprinzip einer Gesellschaft dient. Alle politischen, kulturellen und ökonomischen Institutionen unterliegen einer geschlechtsspezifischen Einteilung und Hierarchie. Während im deutschen Sprachgebrauch nur das Wort Geschlecht verwendet wird, unterscheidet die englische Sprache Sex und Gender. Gender bezeichnet das soziale, kulturelle Geschlecht und Sex definiert das biologische Geschlecht.⁵⁵

⁵² Vgl. Linnhoff, Ursula: Weibliche Homosexualität zwischen Anpassung und Emanzipation. Köln 1976. S.26

⁵³ Vgl. Schmäu-Wassermann, Daniela: Homosexualität in der Schule. Magisterarbeit. Berlin 2004. S.21

⁵⁴ Vgl. ebd. S.21

⁵⁵ Vgl. ebd. S.22

Der Begriff Gender schließt ein, dass die Geschlechtsidentität nicht angeboren ist, sondern durch soziokulturelle Zuschreibungen konstruiert wird. Das biologische Geschlecht stellt die Basis dar, die für die Konstruktion von Gender eine bedeutende Rolle spielt.⁵⁶

„Geschlecht ist eine soziale Ordnungskategorie, die dazu dient, Menschen (und andere Lebewesen) in bestimmter Weise kenntlich zu machen. Alle Gesellschaften klassifizieren ihre Mitglieder anhand spezifischer, durchgängig erkennbarer Merkmale.“⁵⁷

Die Sexualität, das Geschlecht und die Identität stellen hochkomplexe, soziokulturelle Konstrukte der Gesellschaft dar, deren Konstruktion auf spezifische, symbolische Systeme und Strukturen beruht.⁵⁸

Kinder erlangen ihr sexuelles Körperwissen und emotionale Strukturen im Kontext der sozialen Beziehungen ihres familiären Umfelds. Sie entwickeln durch den Kontakt mit Erwachsenen und anderen Kindern Interaktionsstile und Orientierungen, dazu zählt angemessenes Verhalten in Bezug auf das Geschlecht und entsprechende Modelle des Begehrens. In diesem Lernprozess erfahren sie die tatsächlichen und symbolischen Ausdrücke von Sexualität und die Bedeutung bestimmter Objekte und Handlungen. Dazu werden körperliche Erfahrungen gesammelt und Fantasien und Interaktionen mit anderen sind dementsprechend entwickelt. Die Faktoren wie Klasse, Alter, Herkunft, Alter, regionale und biographische Erfahrungen beeinflussen die Entwicklung des eigenen Erlebens und Verhaltens. Diese Prozesse und Vorgänge werden als sexuelle Sozialisation bezeichnet.⁵⁹ Sexuelle Sozialisation ist ein lebenslanger und umfassender Prozess, der sich nicht nur auf die Kindheit oder spezifische Erfahrungen bezieht. Dieser Prozess beginnt spätestens bei der Geburt und endet mit dem Tod. Nach gegenwärtigen Erkenntnissen sind die Kindheit, Jugend und das frühe Erwachsenenalter prägend für die Entwicklung sexuellen Verhaltens und Erlebens. Sexuelle Sozialisation ist von historischen, kulturellen und regionalen Gegebenheiten abhängig. Kulturvergleichende Studien besagen, dass menschliche Sexualität nicht an Instinkte gebunden ist sondern wie jedes soziale Verhalten von Kindheit erlernt und eingeübt wird.⁶⁰

Im Alltag ist es weitgehend noch immer selbstverständlich, dass wir „Geschlecht“ und „Sexualität“ von Natur aus gegeben betrachten. Bei beiden Systemen handelt es sich aber nicht um natürliche Gegebenheiten sondern stellen komplexe soziokulturelle Gebilde dar. Sie beziehen sich aufeinander aber haben nicht dieselbe Bedeutung.⁶¹

⁵⁶ Vgl. Schmäu-Wassermann, Daniela: Homosexualität in der Schule. Magisterarbeit. Berlin 2004. S.21

⁵⁷ Stein-Hilbers Marlene: Sexuell werden. Opladen 2000. S.53

⁵⁸ Vgl. Schmäu-Wassermann, Daniela: Homosexualität in der Schule Magisterarbeit. Berlin 2004. S.21

⁵⁹ Vgl. Stein-Hilbers Marlene: Sexuell werden. Opladen 2000. S.9

⁶⁰ Vgl. ebd. S.10

⁶¹ Vgl. ebd. S.12

In unserer Gesellschaft werden Menschen aufgrund ihrer SexualpartnerInnen bzw. sexuellen Praktiken klassifiziert und als entsprechende Persönlichkeit bewertet.⁶²

Es gibt kaum einen anderen Bereich menschlichen Lebens, der die öffentliche und private Wahrnehmung der Menschen so sehr berührt, wie die Art und Weise, in der sie mit ihren sexuellen Repräsentationen verknüpft ist.⁶³

Wofür Menschen sich entscheiden zu leben, ob als hetero-, homo- oder bisexuell, als Transvestiten, Voyeure, Fetischisten, Pädosexuelle oder enthaltsam Lebende, dies hat entscheidende Folgen für die Gestaltung ihres sozialen Lebens. Wir nehmen allein stehende Menschen, Ehepaare, Väter oder Mütter wahr. Sexualitäten werden in unterschiedlichem Ausmaß anerkannt oder abgewertet. Verheiratete Paare mit gemeinsamen Kindern unterliegen einer anderen Wertschätzung und Unterstützung als Menschen die homosexuell leben. Durch die Bewertung sexueller Orientierungen und Praktiken kommt es zur Hierarchiebildung unter Menschen. Sexualität ist für die eigene Identität von großer Bedeutung und bestimmt damit die soziale und institutionelle Verortung der Menschen.⁶⁴

Identitätskonzepte und Identitätsentwicklung

Die einflussreichsten Identitätskonzepte der Moderne stellen die Werke von E. Erikson, J. Marcia und L. Krappmann dar.

Die Forschungstradition wurde über viele Jahre von diesen Arbeiten geprägt und die gegenwärtige Entwicklung des Wissenschaftsdiskurses ist ohne Kenntnis dieser Theorien kaum zu verstehen.⁶⁵ Daher werden die bedeutendsten Identitätskonzepte im folgenden dargestellt, da einige zentrale Annahmen noch heute Gültigkeit besitzen.

Im Jahre 1956 entwickelte E. Erikson⁶⁶ ein Modell, dass wesentliche Grundzüge der Identitätskonstruktion beinhaltet. Im Mittelpunkt der Annahmen steht die Identität, die für Erikson durch die Erhaltung von Kontinuität und Konsistenz bestimmt ist.

Im Laufe eines Lebens, aber vor allem vor und in der Pubertät müssen Kompetenzen wie Urvertrauen, Autonomie und Werksinn⁶⁷ angeeignet werden.

Damit es zum Gelingen einer erfolgreichen Identität kommt, muss es zur Erfüllung von einigen Entwicklungsaufgaben⁶⁸ kommen:

⁶² Vgl. Stein-Hilbers Marlene: Sexuell werden. Opladen 2000. S.14

⁶³ Vgl. ebd. S.14

⁶⁴ Vgl. ebd. S.15

⁶⁵ Vgl. Zuehlke, Ramona: „Nichts an mir ist anders, eigentlich...“ München 2003. S.7

⁶⁶ Vgl. Erikson, E. : Identität und Lebenszyklus. In: Zuehlke, Ramona: „Nichts an mir ist anders, eigentlich...“ München 2003. S.25

⁶⁷ Diese Phase dauert vom 6. Lebensjahr bis zur Pubertät an. Sie wird vom Kind neben dem Bedürfnis zu Spielen entwickelt, nämlich der Wunsch etwas Nützliches zu leisten.

Vgl. dazu: <http://arbeitsblaetter.stangl-taller.at/PSYCHOLOGIEENTWICKLUNG/EntwicklungErikson.shtml> (Zugriff am 06.02.2008)

⁶⁸ Vgl. Schmäu-Wassermann, Daniela: Homosexualität in der Schule. Magisterarbeit. Berlin 2004. S.29

- Akzeptanz der körperlichen Entwicklung und Erscheinung
- Platzierung in der Gesellschaft durch die Übernahme der weiblichen bzw. männlichen Rolle
- Konzentration auf Beruf und Karriere und Planung der familiären Zukunft
- Lernprozess: Sozial verantwortungsvolles Verhalten
- Entwicklung eines Wertesystems für das eigene Verhalten

Können diese Aufgaben nicht bewältigt werden, kann es für Erikson zu einer Identitätsdiffusion kommen, die eine vorübergehende oder dauernde Unfähigkeit einer Identitätsbildung zur Konsequenz hat. Die Problematik besteht darin, dass es zu keiner Festlegung auf Werte oder sexuelle Orientierung kommt. Für die Entwicklung einer gesunden Identität ist das Gefühl der Kontinuität grundlegend. Das Scheitern der Identität wird bei Erikson Identitätsdiffusion genannt. Weiters meint Erikson, dass es dem Einzelnen nicht möglich ist, seine Identität alleine festzulegen, noch dass die Umwelt ihm das auferlegen kann. Für Erikson entwickelt jedes einzelne Individuum seine eigene Identität, indem es auf Erwartungen der anderen Menschen im engeren und weiteren Umfeld reagiert.⁶⁹

Bereits Erikson erkannte die Bedeutung der sozialen Anerkennung für den Prozess der Identitätskonstruktion. Er sieht die Identität als „problematisch“, weil die vom Einzelnen zu leistende Integration von der sozialen Gruppe, der er angehört anerkannt werden muss.⁷⁰ Diese Anerkennung erhält man leichter, wenn die Menschen sich einen Identitätsentwurf erarbeiten, die vorstellbaren Lebenskonzepten oder angemessenen Rollen und Handlungsmustern entsprechen. Erikson weist darauf hin, dass die jeweilige historische und soziokulturelle Lage dem Individuum nur eine eingeschränkte Auswahl an sozial anerkannten Modellen bietet.⁷¹

Trotz einiger Kritikpunkte, (zum Beispiel die normative Ausrichtung des Stufenmodells auf das Gelingen von Identität, die starke Orientierung an einer männlichen Normalbiographie, die lineare Abfolge von Entwicklungsaufgaben, etc.) die am Entwicklungsmodell Eriksons geübt wurden, scheint es so, dass Eriksons Konzept bis heute wenig an Bedeutung verloren hat. Erikson schildert wiederholt die Bedeutung der sozialstrukturellen und gesellschaftlichen Situation für die Identitätsarbeit des Einzelnen. Es ist nahe liegend, zu der Meinung zu gelangen, dass die Lebenssituation der Menschen sich heute offensichtlich von der vor 50 Jahren unterscheidet.⁷²

⁶⁹ Vgl. Erikson, E.: Identität und Lebenszyklus. Frankfurt/ Main. 1973.

⁷⁰ Vgl. Zuehlke, Ramona: „Nichts an mir ist anders, eigentlich...“ München 2003. S.8

⁷¹ Vgl. Erikson, E.: Identität und Lebenszyklus. In: Zuehlke, Ramona: „Nichts an mir ist anders, eigentlich...“ München 2003. S.8

⁷² Vgl. Zuehlke, Ramona: „Nichts an mir ist anders, eigentlich...“ München 2003. S.8

Das Modell von Erikson ist für die Darstellung und das Verständnis der aktuellen Identitätsarbeit gegenwärtig nicht mehr als geeignet anzusehen. Zusammenfassend kann trotzdem festgestellt werden, dass die Bedingungen und Einflüsse der sozialen Anerkennung und deren Bedeutung für die Identitätskonstruktion auch heute noch als relevant erachtet werden und eine große Rolle spielen.⁷³

Einen weiteren wichtigen Gedankenansatz in der Theoriediskussion hatte J. Marcia. Er begann im Jahre 1966 Eriksons Entwicklungsmodell weiterzuentwickeln und empirisch zu stützen. Marcia legte dabei ein Identitäts-Status-Modell vor, dessen Grundzüge sich folgendermaßen darstellen lassen: Er ergänzte die von Erikson definierte Polarität von Identität versus Identitätsdiffusion um die Modellvariablen Commitment (innere Verpflichtung) und Exploration von Alternativen. Das Ergebnis daraus sind vier Formen eines Identitätsstatus. Die Identität, die erarbeitet wurde, von Marcia *Identity achievement* genannt, ist durch eine feste Lebensplanung gekennzeichnet. Diese Lebensplanung hatte sich nach einer explorativen, krisenhaften Periode entwickelt. Im *Moratorium* (das ist der Aufschub, vor dem endgültigen Schritt in das Leben eines Erwachsenen) befinden sich Individuen, wenn die innere Verpflichtung eher ungewiss ist und Alternativen versucht werden, ohne dass es bereits zu einer Festlegung gekommen ist. Der dritte Status nennt sich laut Marcia das *Foreclosure* (Identitätsübernahme). Es umfasst Menschen mit festen und strengen Ansichten, die sie ohne explorative, krisenhafte Phasen entwickeln oder in der Regel von den Eltern angenommen haben. Bei Marcia handelt es sich dann um eine Identitätsdiffusion wenn weder Festlegungen noch eigen initiierte Experimentierphasen durchlebt wurden und sich darum auch nicht bemüht wird.⁷⁴

Besonders für die amerikanische Identitätsforschung war der Ansatz von Marcia tonangebend und bildete die Basis für mehr als 300 Studien, die auf diesem Theoriestrang aufbauten. In den letzten drei Jahrzehnten wurde der Status-Ansatz von Marcia um folgende Punkte erweitert:

- Aspekte von geschlechtsspezifischen Fragestellungen
- Fragen zur Verlängerung der Identitätsbildung über die Adoleszenz hinaus
- Umbau im Erwachsenenalter
- Fragen zu lebensbezogenen Teilidentitäten
- Fragen der Interaktionsstile
- Fragen zu kulturvergleichenden Studien⁷⁵

⁷³ Vgl. Zuehlke, Ramona: „Nichts an mir ist anders, eigentlich...“ München 2003. S.8 ff.

⁷⁴ Vgl. Marcia, J.E.: Development and validation of ego-identity status. In: Zuehlke, Ramona: „Nichts an mir ist anders, eigentlich...“ München 2003. S.9

⁷⁵ Vgl. Marcia, J.E.: The status of the statuses. In: Zuehlke, Ramona: „Nichts an mir ist anders, eigentlich...“ München 2003. S.9

Marcia selbst hat später angemerkt, dass sein ursprüngliches Konzept außer Acht lässt, dass im Verlauf eines Lebens neue Anforderungen auf das Individuum zukommen. Es könnte dazu kommen, dass die jeweilige Person eine bereits getroffene Festlegung in Frage stellt die unter Umständen zu einer Neuordnung und zur permanenten Exploration führen könnten. Bereits 1976 erkennt Marcia, dass es effektiver sein könnte Identität als kontinuierlichen Prozess zu sehen. Interessant am Modell Marcias ist die Einführung der Konstrukte der Exploration, des Moratoriums und der Identitätskrise. Zusammenfassend kann gesagt werden, dass der Ansatz Marcias als sehr gelungen interpretiert werden kann.⁷⁶

L. Krappmann stellt die Bedeutung und den Einfluss der sozialen Interaktion auf die Entwicklung von Identität in den Mittelpunkt der Überlegungen. Krappmann stützt sich bei seinen Gedankenansätzen an J.H. Mead und dessen interaktionistische Zugangsweise. Das Konzept Krappmanns stellt die balancierende Identität dar, diese wird an der Fähigkeit bemessen eine Balance herzustellen. Weiters stellt die Identität den Anspruch entgegen gesetzten Erwartungen unterschiedlicher Interaktionspartnerinnen und dem eigenen Wunsch Einmaligkeit und Unwiederholbarkeit zu manifestieren. Wesentlich dabei ist, die Autonomie gegenüber sozialen Zwängen zu erhalten und gleichzeitig Kontinuität und Konsistenz durch erklärende Deutungen herzustellen. Ein zentraler Ansatz Krappmanns ist, dass Identität immer wieder in jeder Situation neu erworben werden muss. Denn seiner Ansicht nach besitzt man Identität immer nur in einem konkreten Kontext und unter anderen Menschen die diese anerkennen und bestätigen. Dazu sind Dinge wie Ich-Ressourcen, Ambivalenztoleranz, Rollendistanz und Empathie von wichtiger Bedeutung.⁷⁷

Gleichsam wie bei Erikson benötigt Identität die Anerkennung der anderen Menschen. Es wird die Kompetenz gefordert mit den anderen Identität zu verhandeln, Angebote aufzunehmen, eigene Bedürfnisse nicht aufzugeben. Es ist viel mehr der Versuch entgegen gesetzte Elemente zu vermitteln und sich dabei von Rückschlägen und Verletzungen nicht unterkriegen zu lassen. Aus der Perspektive Krappmanns sind es nicht die Rollen, Positionen, Laufbahnen oder Requisiten der Selbstdarstellung die Identität garantieren. Es ist hauptsächlich die Kompetenz, geteilten Sinn mit den anderen ausdauernd zu arrangieren.⁷⁸ Bei Krappmann kommen Fragen der sozialen Ressourcen- oder gesellschaftlichen Machtverteilung nicht zur Diskussion, die einen erheblichen Einfluss auf die interaktiven Aushandlungsprozesse haben. Im Mittelpunkt der

⁷⁶ Vgl. Zuehlke, Ramona: „Nichts an mir ist anders, eigentlich...“ München 2003. S.10.

⁷⁷ Vgl. Krappmann, L.: Soziologische Dimensionen der Identität. In: Zuehlke, Ramona: „Nichts an mir ist anders, eigentlich...“ München 2003. S.10

⁷⁸ Vgl. Krappmann, L.: Die Identitätsproblematik nach Erikson aus einer interaktionistischen Sicht. In: Zuehlke, Ramona: „Nichts an mir ist anders, eigentlich...“ München 2003. S.10

Identitätskonzepte der Moderne steht sicher die starke Ausrichtung auf die Ergebnisse der Identitätsentwicklung. Der Prozess der Konstruktion wird dabei nicht berücksichtigt. Außerdem gibt es eine einseitige Ausrichtung an normativen Werten, die männliche Normalbiographien als Basis haben. Es lässt sich feststellen, dass die Theorien Krappmanns und auch Eriksons ganzheitlicher orientiert waren, als in den späteren Diskursen.⁷⁹

Für Ramona Zuehlke⁸⁰ ergab sich folgendes Resümee aus den modernen und postmodernen (die in dieser Arbeit nicht näher erläutert werden) Identitätskonzepten: Identität lässt sich als ein subjektiver Konstruktionsprozess definieren, in dem die einzelnen Personen eine Passung von innerer und äußerer Welt erzeugen. Durch diese Annahme wird folgendes impliziert: Das Selbstverständnis von Individuen ist stets wechselseitig verbunden mit Veränderungen der äußeren Lebenswelt.

„Ich erlebe und verstehe mich nicht nur in den Augen der Anderen, zudem verändern geänderte soziale, ökonomische und/oder gesellschaftspolitische Umwelten meine äußere Lebenswelt und damit Elemente meines Passungsprozesses, was wiederum zur Änderung meines Selbstverständnisses führen kann, aber nicht muss.“⁸¹

Demnach wird Identität als Selbstverständnis der Individuen gesehen. Sie wird erkennbar durch die Selbstdefinition der Subjekte und wie die Beziehung zu sich selbst organisiert ist.⁸²

Ihre Konstruktion ist narrativ, sie ist situativ und deren Aushandlung geschieht interaktiv. Die Herstellung von Kohärenz und Kontinuität erfolgt durch aktive Narrationsarbeit, biographische Synthese von Selbstzuschreibungen, aktives Binden an moralische Wertorientierungen, aktive Gestaltung sozialer Netzwerke und eine temporär, konstante Zugehörigkeit zu sozialen Subgruppen. Eine entscheidende Rolle im interaktiven Aushandlungsprozess der Identitätsarbeit stellt die wechselseitige soziale Anerkennung von Identitätsentwürfen und –konzepten durch relevante Andere dar. Es kann zu Zerstörungen der personalen Identität und das eventuelle Scheitern von Identitätsentwürfen kommen, wenn die subjektive Passung von inneren Bedürfnissen und äußeren Lebensverhältnissen belastet und unmöglich gemacht wird. Das kann aufgrund eines fehlenden Zugangs zu sozialen und materiellen Ressourcen oder durch gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse geschehen. Konsequenzen daraus sind nachhaltige soziale Ablehnung, Stigmatisierung und Ausgrenzung durch die soziale Umgebung.⁸³

⁷⁹ Vgl. Zuehlke, Ramona: „Nichts an mir ist anders, eigentlich...“ München 2003. S.11

⁸⁰ Vgl. ebd. S.21

⁸¹ Ebd. S.21

⁸² Vgl. ebd. S.21

⁸³ Vgl. Zuehlke, Ramona: „Nichts an mir ist anders, eigentlich...“ München 2003. S.22

Resümierend kann zur Entwicklung der Identität folgendes festgehalten werden:

„Gute und erfüllende Identitätsarbeit ist nur möglich, wenn der andere weiß, wer ich bin. Dazu ist es von Bedeutung, den anderen zu verdeutlichen, wer ich bin. Das ist nur möglich, wenn ich selbst weiß, wer ich bin und wie ich diese Erfahrung über mich selbst zu einem Bild über mich selbst zusammenfüge, von dem ich sage: Das bin ich!“⁸⁴

Identität stellt die einzigartige, unverwechselbare Persönlichkeitsstruktur eines Individuums dar, die in einem dynamischen Prozess entwickelt wird. Dies geschieht durch das Einnehmen von sozialen Rollen bzw. zur Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe. Die Identität ist mit dem Bild verbunden, das andere Menschen von einer Persönlichkeit haben.⁸⁵

2.3. Identitätskonzepte und Identitätsentwicklung

Es entwickelte sich innerhalb allgemeiner Identitätstheorien ein spezifischer Diskurs zu Fragen der Konstruktion lesbischer bzw. schwuler Identitäten. Ebenso wurden die Auswirkungen sozialer Ausgrenzung auf das Selbstverständnis von Lesben und Schwulen wissenschaftlich untersucht. Der lesbisch-schwule Theoriediskurs wurde von den allgemeinen Theoriebildungen beeinflusst. Aus diesem Grund war es nicht überraschend, dass diese wissenschaftlichen Theorieansätze eine ähnliche Entwicklung von modernen zu postmodernen Identitätskonzepten durchgemacht hat.⁸⁶ Anfangs dominierten Modelle, die versuchten in einem Stufen- oder Statusmodell zu erklären, wie eine lesbische oder homosexuelle Identität entwickelt werden kann.

Später beeinflusst die Orientierung an postmodernen lebensweltlichen Bedingungen der Flexibilisierung und Pluralisierung die Vorstellung zur lesbischen bzw. lesbisch-schwulen Identitätskonstruktion. Thematisiert werden die Folgen gesellschaftlicher Machtverhältnisse und die Grenzen des postmodernen „anything-goes“.⁸⁷

Folgt man den Entwicklungen der allgemeinen Theoriediskussionen, so ist erkennbar, dass die lesbischen bzw. lesbisch-schwulen Theoriekonzepte der 70er und 80er Jahre darauf basieren, dass die homosexuelle Person verschiedene Phasen durchläuft. Daraus ergeben sich sehr viele Ähnlichkeiten mit den Stufen- und Statusmodellen von Erikson und Marcia.⁸⁸

⁸⁴ Vgl. Frey, H.-P./ Haußer, K. (Hg.): Identität. Entwicklungen psychologischer und soziologischer Forschungen. Stuttgart 1987. S.6

⁸⁵ Vgl. Schmäu-Wassermann, Daniela: Homosexualität in der Schule. Magisterarbeit. Berlin 2004. S.29

⁸⁶ Vgl. Zuehlke, Ramona: „Nichts an mir ist anders, eigentlich...“ München 2003. S.22

⁸⁷ Vgl. ebd. S.22

⁸⁸ Vgl. Falco, K.L.: Lesbische Frauen. Lebenswelt, Beziehungen, Psychotherapie. In: Zuehlke, Ramona: „Nichts an mir ist anders, eigentlich...“ München 2003. S.23

1979 hat V. Cass⁸⁹ das wahrscheinlich inzwischen bekannteste Phasenmodell zur Entstehung einer homosexuellen Identität konstruiert. Das Modell stützt sich auf Annahmen, dass Identität im Rahmen eines Entwicklungsprozesses erworben wird. Der Ausgangspunkt von Stabilität bzw. Veränderung von Verhalten liegt im Interaktionsprozess zwischen Individuum und Umgebung. Cass meint, dass jede Entwicklungsphase die erreicht wird, deutlich von der sozialen Umgebung abhängig ist. Es kann in jeder Phase zu einer Identitätsblockade kommen, die eine weitere Entwicklung verhindert.

Die einzelnen Phasen grenzt sie folgendermaßen ab:

Identitätsverwirrung

Diese Phase zeichnet sich durch die Feststellung aus, dass Homosexualität für die eigenen Gefühle und das eigene Verhalten irgendeinen Sinn hat. Das Individuum erreicht eine Selbstdefinition, die möglicherweise homosexuell ist, wobei Cass zwischen drei denkbaren Umgangsweisen differenziert. Erstens kann die homosexuelle Neigung als richtig und akzeptabel angesehen werden, dies führt direkt zur nächsten Phase. Zweitens kann von den Menschen im eigenen Umfeld die Neigung zwar als richtig aber nicht als akzeptabel verstanden werden. Vorstellbare Reaktionen können die Unterdrückung von Verhaltensweisen oder die Ablehnung der Aufnahme von homosexuellen Informationen sein. Es kommt zu einer Identitätsblockade, weil das Selbstbild als potentiell homosexuell abgewiesen wird. Eine dritte Möglichkeit könnte sein, dass das Individuum die Bedeutung seines Verhaltens und seiner Gefühle weder als gut noch als akzeptabel bewertet und das eigene Verhalten als nicht-homosexuell interpretiert. Hier kommt es ebenfalls zur Identitätsblockade.⁹⁰

Identitätsvergleich

In dieser Phase intensiviert sich die Vermutung, homosexuell sein zu können. Es wird ein Gefühl der Nichtzugehörigkeit hervorgerufen. Richtlinien, Ideale und Zukunftserwartungen die mit einer heterosexuellen Identität verbunden sind verlieren ihre Bedeutung und sind zu diesem Zeitpunkt noch nicht durch andere kompensiert. Hier kann es ebenfalls zu verschiedenartigen Verhaltensweisen kommen. Individuen können auf den Verdacht homosexuell zu sein, positiv reagieren- sie müssen lediglich mit den Konsequenzen ihres Anderssein kämpfen.

Um diese zu überwinden, entfalten sich oft Verhaltensweisen, die nicht direkt zur Erkenntnis als nicht-heterosexuell führen.⁹¹

Eine andere Möglichkeit zeigt sich darin, dass ein homosexuelles Selbstbild abgelehnt wird, aber ein gleichgeschlechtliches Verhalten dennoch gelebt wird.

⁸⁹ Vgl. Cass, V.C.: Homosexual identity formation. A theoretical model. In: Zuehlke, Ramona: „Nichts an mir ist anders, eigentlich...“ München 2003. S.23

⁹⁰ Vgl. ebd. S.23

⁹¹ Vgl. ebd. S.23

Die dritte Variante ist dadurch gekennzeichnet, die eigene Neigung als homosexuell zu akzeptieren, aber der Wunsch besteht das Verhalten ändern zu wollen. In der vierten Reaktionsmöglichkeit kommt es zur Ablehnung des homosexuellen Selbstbildes und dem gleichgeschlechtlichen Verhalten. Besonders in der vierten Reaktionsform findet für Cass eine Identitätsblockierung statt, die mit einem extremen Gefühl des Selbsthasses verbunden ist.⁹²

Identitätstoleranz

In dieser Phase kommt das Individuum zur Erkenntnis, dass es homosexuell ist. In den Mittelpunkt tritt der Kontakt zu anderen Homosexuellen, der als bedeutsame Strategie zur Überwindung von Isolierung und Entfremdung bewertet wird. Es ist jedoch so, dass die eigene homosexuelle Identität mehr toleriert als akzeptiert wird. Einerseits besteht das Gefühl nicht zur sexuellen Mehrheit zu gehören, dem aber dadurch entgegen gewirkt wird, dass man sich Akzeptanz unter Gleichgesinnten sucht. Die Qualität des Kontaktes zu anderen Homosexuellen ist von weit reichender Bedeutung. Die Betroffenen die ihre neue Identität als erwünscht empfinden, können im Umgang mit anderen positive Erfahrungen und Vorbilder sammeln als diejenigen die ihre Präferenz als unerwünscht wahrnehmen. Eine Identitätsblockade kann entstehen, wenn es zur Unterdrückung von homosexuellen Gefühlen kommt oder der Kontakt zu anderen Homosexuellen vermieden wird.⁹³

Identitätsakzeptanz

Die eigene homosexuelle Identität wird angenommen, man bemerkt, dass man das homosexuelle soziale Umfeld bevorzugt und die unterschiedlichen Arten von Gruppen die innerhalb der Subkultur kontaktiert werden, haben einen entscheidenden Einfluss auf den weiteren Entwicklungsverlauf. Für die erfolgreiche Fortführung der Identitätsentwicklung ist es erforderlich, dass der Kontakt zu Heterosexuellen reduziert wird oder dass die eigene Homosexualität selektiv öffentlich gemacht wird. Es müssen Umgangsformen gefunden werden, um die Diskrepanz zu bewältigen, in Situationen akzeptiert zu sein und in anderen nicht.⁹⁴

Identitätsstolz

Das Individuum bemerkt, dass es die Diskrepanz zwischen der Selbstakzeptanz und der Ablehnung durch die Gesellschaft überwinden kann, wenn Homosexuelle positiver eingeschätzt werden als Heterosexuelle. Die betroffenen Personen können ihre Homosexualität akzeptieren, sie befürworten und intensiven Kontakt zur Szene pflegen. Es ist den individuellen Personen nicht so wichtig, wie sie von Heterosexuellen wahrgenommen werden, daher kommt es zur Entwicklung einer Bewältigungsstrategie.

⁹² Vgl. Cass, V.C.: Homosexual identity formation. A theoretical model. In: Zuehlke, Ramona: „Nichts an mir ist anders, eigentlich...“ München 2003. S.23

⁹³ Vgl. ebd. S.24

⁹⁴ Vgl. ebd. S.24

Schlechte Erfahrungen können eine Identitätsblockade hervorrufen, unterdessen kommt es bei guten Erfahrungen mit der heterosexuellen Umwelt zum Eintreffen der letzten Phase.⁹⁵

Identitätssynthese

In der letzten Phase bemerkt das Individuum, dass es von einigen Heterosexuellen angenommen wird.

Es wird ermöglicht, dass die homosexuelle Identität mit allen anderen Betrachtungsweisen des Selbst einbezogen wird. Mit dieser Gewissheit ist die Entwicklung der homosexuellen Identitätsbildung für V. Cass abgeschlossen.⁹⁶

Es gab Kritikpunkte am Entwicklungsmodell von Cass die sich auf die lineare Abfolge der aufsteigenden Stufen bezog. Weitere Kritik waren die normativ gesetzten, zu erreichenden Entwicklungsergebnisse die von Cass dadurch definiert wurde, was lesbische Identität bedeutet und wann es zu ihrem Gelingen führt. Außerdem wird die Annahme, dass Identitätsbildung abgeschlossen werden kann kritisiert. Trotzdem sind wesentliche Elemente des Cass-Modells aus heutiger Perspektive von Relevanz. Die Frage nach der sozialen Anerkennung durch relevante Andere ist für lesbische Frauen sehr eng verbunden mit der Frage nach der individuellen Beziehung zwischen ihnen und ihren sozialen Netzwerken innerhalb und außerhalb der Subkultur.⁹⁷

L.A. Lewis setzte sich mit dem Coming-Out Prozess auseinander mit der Annahme, dass es sich um eine zentrale identitätsprägende Zeit handelt. Sie legte 1984 ein Theoriemodell vor, dass auf der Annahme basiert, dass die Integration der lesbischen Identität von der Bewältigung von Aufgaben in früheren Entwicklungsphasen abhängig ist. Lewis stellt fest, dass Individuen die eine integrierte Identität besitzen, weder statisch, unveränderbar oder gleich bleibend seien, sie können vielmehr angesichts ihres integrierten Selbstbildes auf Veränderungen der sozialen Umwelt flexibel reagieren zu können. Die Unterscheidung von Lewis erfolgt in folgende fünf Phasen.⁹⁸

Anderssein

In dieser ersten Phase entdecken die Frauen, dass ihre Gefühle sich von der Regel unterscheiden und dass sie irgendwie anders sind. Es kann sein, dass dieses Gefühl ausgesprochen werden kann oder bis zum Jugend- oder Erwachsenenalter im Unterbewusstsein bleibt.

⁹⁵ Vgl. Cass, V.C.: Homosexual identity formation. A theoretical model. In: Zuehlke, Ramona: „Nichts an mir ist anders, eigentlich...“ München 2003. S.24

⁹⁶ Vgl. ebd. S.24

⁹⁷ Vgl. ebd. S.24

⁹⁸ Vgl. Lewis, L.A.: The coming out process for lesbians: Integrating a stable identity. In: Zuehlke, Ramona: „Nichts an mir ist anders, eigentlich...“ München 2003. S.25

Dissonanz

Diese Zeit ist dadurch charakterisiert, dass den Frauen bewusst wird, dass ihre Gefühle für Frauen stärker sind als für Männer. Daraus ergeben sich Konsequenzen wie Schamgefühl, Angst, Verleugnung, Verdrängung, Ambivalenz sowie ausgeprägte Unstimmigkeiten. Die Gründe dafür liegen in der Manifestation des Konflikts zwischen der heterosexuellen Sozialisation und der gleichgeschlechtlichen Neigung.

Beziehungen

Es folgt eine Phase des sexuellen Entdeckens und Experimentierens. Wenn es zum Fehlen an sozialer Unterstützung oder Vorbilder für die Partnersuche und Beziehungsgestaltung kommt können erste Kontakte und Beziehungen sehr bewegt und ambivalent verlaufen.

Stabile lesbische Identität

In der vierten Stufe wird ein großer Teil der Dissonanz und Angst durch Selbstakzeptanz aufgelöst. Die Frau schafft sich eine selbst ausgesuchte Familie aus Freunden und Freundinnen die sie anerkennen und so nehmen wie sie sind. Sie stellen einen Ersatz dar für ihre Familien, die sie wenig oder gar nicht akzeptieren und gehen nun feste Beziehungen ein.

Integration

In der letzten Phase der Eingliederung wird die lesbische Orientierung positiv besetzt und als einzelner Aspekt des Lebens gesehen. Die soziale Ablehnung ist nicht auf individuelle Verschuldung zurückzuführen, sondern auf gesellschaftliche Diskriminierung. Diese Phase ist kein absoluter Endzustand, daher kann das Scheitern einer Beziehung oder die Veränderung des Umfelds von einer unterstützenden zu einer weniger unterstützenden Umwelt eine Frau in die Experimentierphase zurückwerfen.⁹⁹

Der Fokus der theoretischen Modelle von Cass und Lewis liegt stark in den Ergebnissen der Entwicklungsstufen. Diese verfolgen angesichts der Abfolge in hohem Maß einen linearen Verlauf. Im Unterschied dazu verweisen andere Theoretiker/innen wie Ponce oder P.E. Elliott darauf, dass der Prozess der lesbischen Identität von unterschiedlichen Punkten entstehen und daher unterschiedlich verlaufen kann.¹⁰⁰

P.E. Elliott entwickelte ebenfalls ein 5-Stufenmodell zum Prozess des Coming-Out mit folgenden Punkten:

Erstens, ist das subjektive Gefühl des Anderssein zentral- es wird interpretiert als sexuell emotionale Anziehung zu Menschen des gleichen Geschlechts, zweitens, die Feststellung, dass diese Gefühle eine lesbische Bedeutung haben, drittens, die Akzeptanz dieser

⁹⁹ Vgl. Lewis, L.A.: The coming out process for lesbians: Integrating a stable identity. In: Zuehlke, Ramona: „Nichts an mir ist anders, eigentlich...“ München 2003. S.25

¹⁰⁰ Vgl. Zuehlke, Ramona: „Nichts an mir ist anders, eigentlich...“ München 2003. S.25

Gefühle und ihre Implikationen für die Identität, viertens, der Wunsch nach einer Gemeinschaft von ähnlichen Menschen, fünftens, das Engagement in einer sexuell emotionalen Beziehung.¹⁰¹ B. Ponse¹⁰² nennt diese fünf Vorkommnisse die „homosexuelle Laufbahn“. Ihre Aufeinanderfolge ist individuell verschieden, trotzdem können die ersten drei Stufen als primäre Geschehnisse angesehen werden. Alle Stufen entwickeln sich im Laufe der Zeit ohne Beachtung auf Ausgangspunkt und Reihenfolge.

Elliot und Ponse Entwicklungskonzept verläuft zirkulärer als das von Cass und Lewis, gemeinsam ist ihnen aber auch ein Modell, an dessen Ende die integrierte lesbische Identität steht.¹⁰³

J. Gramick¹⁰⁴ entwickelte 1984 eine andere theoretische Möglichkeit zu den bestehenden Phasen- und Laufbahnmodellen. Sie hatte dazu eine interaktionistische Zugangsweise und ging davon aus, dass die lesbische Identität durch gegenseitige Interaktion zwischen einzelner Person und Umwelt allmählich entwickelt wird. Die ersten Anzeichen wie Gefühle, Interessen, gleichgeschlechtliche Anziehung und Umgang mit anderen Frauen werden kontinuierlich interpretiert, umgedeutet, neu bewertet und anders betont. Erst durch die Kontaktaufnahme der Frauen mit anderen Lesben entsteht eine homosexuelle Bedeutung, die zur gleichen Zeit identitätsstiftend ist. Die theoretischen Annahmen konnte Gramick mit Unterstützung einer Studie überprüfen. Es wurden 97 lesbische Frauen befragt, in der sie die Bedeutsamkeit einiger Ereignisse für die Identitätsentwicklung erforschte.

- Das Gefühl „anders“ zu sein,
- das kognitive Bewusstsein der lesbischen Neigung,
- die Begegnung und das Kennen lernen anderer lesbischer Frauen,
- die emotionale Anziehung durch eine Frau,
- die körperliche und sexuelle Anziehung durch eine Frau,
- erste sexuelle Erfahrungen mit einer Frau,
- das Eingehen in eine lesbische Beziehung.¹⁰⁵

Zwei dieser Ereignisse, die in keiner beständigen Abfolge in Erscheinung treten, haben die stärkste Auswirkung darauf, dass sich eine Frau als lesbisch bezeichnen kann.

Dazu zählen der körperliche und sexuelle Kontakt und das Einlassen auf erste gleichgeschlechtliche Beziehungen. Die Entwicklung der lesbischen Identität und das sich Eingestehen lesbisch zu sein sind von folgenden Faktoren abhängig:

¹⁰¹ Vgl. Elliot, P.E.: Theorey and research on lesbian identity formation, In: Zuehlke, Ramona: „Nichts an mir ist anders, eigentlich...“ München 2003. S.26

¹⁰² Vgl. Ponse, B.: Identities in the lesbian world. In: Zuehlke, Ramona: Nichts an mir ist anders, eigentlich... München 2003. S.26

¹⁰³ Vgl. ebd. S.26

¹⁰⁴ Vgl. Gramick, J.: Developing a lesbian identity. In: Zuehlke, Ramona: „Nichts an mir ist anders, eigentlich...“ München 2003. S.26

¹⁰⁵ Vgl. ebd. S.26

Einerseits von sozialen Interaktionen oder anders formuliert von den individuellen und sozialen Rahmenbedingungen, die Interaktion erst möglich bzw. nicht realisierbar machen.¹⁰⁶

2.4. Homosexuelle Identität und Phasenmodelle homosexueller Entwicklung

Die heterosexuelle Mehrheit der menschlichen Gesellschaft musste sich nie erklären, diese Aufgabe hatte die homosexuelle Minderheit und vor allem lesbische Frauen hatten es schwer anerkannt und gehört zu werden.

Um das feste Gefüge kultureller Selbstverständlichkeiten zu verändern (zu diesen kulturellen Selbstverständlichkeiten zählen Machtverhältnisse, Ordnungsgefüge, Chancenverteilungen) stellt sich die Frage nach der jeweils eigenen Identität, die anderen Identitäten haben sich im Gesellschaftsprozess manifestiert und bewährt.¹⁰⁷

Rüdiger Lautmann vertritt die Existenz von homosexuellen Identitäten, seiner Meinung ist es nicht in Frage zu stellen, dass es sexuelle Identitäten gibt. Heterosexualität erhebt den Anspruch, mit dem Menschsein gleichgesetzt zu werden, denn darauf basiert ihr unbestrittener, universaler Erfolg. Es hat aber lange gedauert, bis Homosexuelle ihren Platz in der Gesellschaft gefunden haben und ihre eigene Identität entwickeln konnten. Die homosexuelle Identität ist noch immer nicht völlig gesellschaftlich etabliert und ihre Existenz kann zu vielen gesellschaftlichen Konflikten führen.

Dort wo Männer und Frauen sich offen zu ihrer Homosexualität bekennen, provozieren sie die „normalen“ Erwartungen ihrer Mitmenschen.

Irgendwann überwinden sie ihre Selbstzweifel, sie gewöhnen sich an die Sitten der Subkultur, ertragen die viel gestellten Fragen an sie und setzen sich den Diskriminierungen aus und können durch die ständigen Konflikte und Probleme trotzdem nie vergessen, dass sie „anders“ sind.¹⁰⁸

Unterschiedlichste Rollen- und Gruppenzugehörigkeiten bestimmen die Identität einer Person, unter anderem auch die Aspekte der sexuellen Identität. Damit ist der Lernprozess eines Individuums gemeint, in der die sexuelle Orientierung in das soziale, gesellschaftliche Leben eingebracht wird. Sexuelle Orientierung definiert sich folgendermaßen:

*Die sexuelle Erregung durch Menschen des anderen Geschlechts, des eigenen Geschlechts oder beider Geschlechter.*¹⁰⁹

¹⁰⁶ Vgl. Zuehlke, Ramona: „Nichts an mir ist anders, eigentlich...“ München 2003. S.27

¹⁰⁷ Vgl. Lautmann, Rüdiger: Über homosexuelle Identität. In: Hey, Barbara et al.: Que(e)rdenken weibliche/männliche Homosexualität u. Wissenschaft. Innsbruck 1997. S.134

¹⁰⁸ Vgl. ebd. S.133ff.

¹⁰⁹ Vgl. Oerter, Rolf/ Montada, Leo: Entwicklungspsychologie. Weinheim 2002. S.59

Den meisten Menschen wird ihre sexuelle Orientierung in der Zeit des Erwachsenwerdens bewusst. In den letzten 20 Jahren ließ sich eine immer früher entwickelnde sexuelle Identität der Menschen beobachten, auch die homosexuelle Identitätsentwicklung ist von diesem Phänomen betroffen.¹¹⁰

Das Zentrale an der Homosexualität ist das subjektive Gefühl „anders“ als Heterosexuelle zu sein. Es ist eine sexuell- emotionale- geistige Anziehung zum eigenen Geschlecht vorhanden, die zur Identifizierung des Gefühls als lesbisch führt.¹¹¹

Lesbische Identität

Lesbische Frauen sind sehr oft den Vorurteilen der menschlichen Gesellschaft ausgesetzt: Versuche, das Bild der Lesbe zu deuten bzw. zu verstehen misslingt sehr oft, da es durch Mythen und Projektionen¹¹² verzerrt wurde. Oft stellt man sich unter einer lesbischen Frau ein „Mannweib- eine Frau mit mehrheitlich maskulinen Zügen, burschikosem Auftreten, dass sich in Gang, Sprache, Kleidung und Verhalten zeigt. Diese und andere gängige Klischees herrschen in unserer Gesellschaft vor, da das Lesbische nicht eindeutig ist und oft nicht zuordenbar ist.¹¹³

Stefanie Hetze meinte dazu sehr passend:

„Kein angeborenes äußerliches Merkmal zeigt die lesbische Identität einer Frau nach außen hin an. Solange sie sich nicht selbst unmißverständlich als lesbisch bezeichnet, fällt sie unter die Kategorie „heterosexuelle Frau“.“¹¹⁴

Das Selbst- und Fremdbild der Lesbe unterscheiden sich, selbst die Eigen- und Fremdwahrnehmung verhalten sich nicht kongruent zueinander, Selbstdefinitionen sind oft nur teilweise vorhanden. Erkennen lassen sich lesbische Identitäten, aber nicht die Lesbe im speziellen.¹¹⁵

Die Selbstbezeichnungen *Schwul* und *Lesbisch* haben sich bei homosexuellen Menschen durchgesetzt: In einer Studie die im Auftrag des Bundesministeriums der Justiz in Deutschland durchgeführt wurde bezeichnen sich von 375 befragten homosexuellen Männern eine eindeutige Mehrheit als schwul (86 %), 10 % als homosexuell und 2 % als bisexuell mit homosexueller Präferenz.

Ebenso bei den 202 befragten lesbischen Frauen bezeichnen sich 80 % als lesbisch und neun Prozent als bisexuell mit homosexueller Präferenz. Die Bezeichnung als Schwul und Lesbisch setzt voraus, dass eine sichere Klarheit über die eigene sexuelle Orientierung

¹¹⁰ Vgl. Oerter, Rolf/ Montada, Leo: Entwicklungspsychologie. Weinheim 2002. S.287ff.

¹¹¹ Vgl. Schmäu-Wassermann, Daniela: Homosexualität in der Schule Magisterarbeit. Berlin 2004. S.31

¹¹² Bereits Simone de Beauvoir hatte 1949 in ihrem Essay *„Das andere Geschlecht“* diese Missinterpretation über das Bild der Lesbe aufgegriffen.

¹¹³ Vgl. Hauer, Gudrun: Was heißt es, lesbisch zu leben? In: Handl et al., Homosexualität in Österreich. Wien 1989, S.27

¹¹⁴ Handl et al, Homosexualität in Österreich, S.27

¹¹⁵ Vgl. Hauer, Gudrun: Was heißt es, lesbisch zu leben? In: Handl et al., Homosexualität in Österreich. Wien 1989, S.27

besteht. Die Selbsterkenntnis erfolgt über einen langjährigen Prozess der Identitätsfindung, der eine Bekämpfung gegen innere und äußere Widerstände voraussetzt.¹¹⁶

„Eine homosexuelle Identität wird von einer Person erst allmählich entwickelt: Sie ist nicht dispositionell angelegt, sondern Resultat einer aufwendigen Arbeit. (...) Gleichgeschlechtlich zu handeln und sich selbst damit in Einklang, ja eins zu sehen- „schwul“ oder „lesbisch“ zu sein - das folgt also keineswegs automatisch aufeinander! Dazwischen liegen Selbstinterpretation, Wagnis und Lernen.“¹¹⁷

¹¹⁶ Vgl. Buba, Hans Peter (Hg.) et al.: Benachteiligung gleichgeschlechtlich orientierter Personen und Paare. Köln 2001. S.35

¹¹⁷ Lautmann 1993, zitiert nach Koch-Burghardt 1997. S.50. In: Buba, Hans Peter (Hg.) et al.: Benachteiligung gleichgeschlechtlich orientierter Personen und Paare. Köln 2001. S.35ff.

3. Der Begriff und die Modelle des Coming-Out

Keine Frau kommt als Lesbe zur Welt, sie wird zur Lesbe in einem oft lebenslangen Identitätsbildungsprozess, der Coming-Out genannt wird. Es handelt sich um einen Prozess, der lange andauert, in dieser Phase kommt es zur Selbstentdeckung und Selbstwahrnehmung im Leben der lesbischen Frau.¹¹⁸

3.1. Der Begriff des Coming-Out

Es gibt unterschiedliche Definitionen von Coming-Out, aber auch eine unterschiedliche Auffassung bei den betroffenen Lesben und Schwulen.

Martin Siems erklärt die wörtliche Übersetzung für Coming-Out mit „Herauskommen“ oder „sich Zeigen“. In der Sexualwissenschaft ist Coming-Out ein etablierter Begriff für den mit Schmerzen verbundenen Prozess, den ein homosexueller Mensch durchlebt, wenn er/sie sich als ein(e) Andere/r als die Mehrheit seiner/ihrer Mitmenschen erlebt, sich mit diesem „Anders-Sein“ beschäftigt und es lernt sich in der Gesellschaft zu bewähren.¹¹⁹

Das Wort Coming-Out hat seine Wurzeln in der amerikanischen Umgangssprache und wurde ursprünglich in einem anderen Kontext verwendet. Mit dieser Bezeichnung wurde ein alter amerikanischer Brauch beschrieben. Sobald ein Mädchen 14 Jahre alt war, wurde eine Coming-Out Party organisiert und gefeiert. Diese Party gab dem jungen Mädchen symbolisch den Status einer heiratsfähigen Frau.¹²⁰

Die Homosexuellenbewegung übernahm den Begriff des Coming-Out und meint damit den Prozess vom ersten Entdecken gleichgeschlechtlicher Gefühle bis zur Annahme der eigenen Homosexualität. Coming-Out beschreibt den Lebensabschnitt einer homosexuellen Frau, wenn sie lernt, trotz täglich erlebten negativen Erfahrungen in einer homophoben Gesellschaft, sich so zu akzeptieren, zu respektieren, anzunehmen und zu mögen wie sie ist. Sie lernt in langsamen Schritten ihre eigenen Gedanken, Gefühle und Bedürfnisse zu zeigen und auszusprechen.¹²¹

Studien¹²² belegen das Lesbischsein für jugendliche Mädchen oft mit Einsamkeit verbunden ist. Diese Studien zeigen, dass sich viele homosexuelle Jugendliche vor negativer Resonanz in ihrem sozialen Umfeld fürchten und als Konsequenz ihre sexuelle Orientierung geheim halten.

¹¹⁸ Vgl. Schäfer, Siegrid: Sexuelle und soziale Probleme von Lesbierinnen in der BRD. In: Schorsch/ Schmidt. (Hg.) Ergebnisse zur Sexualforschung. Frankfurt 1976. S.299 ff.

¹¹⁹ Vgl. Siems, Martin: Coming Out. Hilfen zur homosexuellen Emanzipation. Hamburg 1980. S.9

¹²⁰ Vgl. ebd. S.9

¹²¹ Vgl. ebd. S.9

¹²² Vgl. Referat für gleichgeschlechtliche Lebensweisen (Hg.): Sie liebt sie. Er liebt ihn. Zur psychosozialen Situation junger Lesben, Schwuler und Bisexueller in Berlin. Berlin 1999.

Das Verleugnen und Unterdrücken ihrer Gefühle ruft in ihnen Schuldgefühle hervor und es kann als Folge zu mangelndem Selbstwertgefühl kommen. Als Konsequenz ihrer Konflikte mit sich selbst und ihrer Umwelt und ihre Ängste vor Liebesentzug sind Depressionen und Identitätsprobleme. Eine Berliner Studie zeigte, dass die Suizidgefahr bei diesen Jugendlichen vier Mal so hoch ist als bei gleichaltrigen Heterosexuellen. Ebenfalls der Zeitpunkt des Coming-Outs konnte durch die Studien ungefähr bestimmt werden. Es findet nach neuesten Daten zwischen dem 12. und 20. Lebensjahr statt. Zuerst kommt es zum Gefühl „anders“ zu sein als andere und daraufhin zur Gewissheit homosexuell zu sein. Die Entdeckung und Erkenntnis erstreckt sich über einen Zeitraum von zwei bis fünf Jahren.¹²³

3.2. Unterschiedliche Modelle des Coming-Out Prozesses

Coming-Out kann ein Prozess sein, in dem sich ein Mensch ein Leben lang befindet. Die Entscheidung sich zu outen bedeutet, sich selbst als das anzunehmen, was man ist, und zu beschließen, dieses Anders-Sein als einen Teil von sich selbst zu leben.¹²⁴

Die Phasen des Coming-Outs können folgen, nach einander ablaufen oder sich überschneiden: Zu Beginn besteht bereits eine Ahnung schwul bzw. lesbisch zu sein. Diese Ahnung wird zur Gewissheit und schließlich lernt der/ die Betroffene die eigene sexuelle Orientierung zu akzeptieren. Diese Schritte umfassen das *Innere Coming-Out* (die Annahme der eigenen Sexualität), woran das *Äußere Coming-Out (Going Public)* anschließen kann. Das muss nicht zwingend sein, wenn er/sie für sich selbst beschlossen hat, sich gegenüber anderen und der Öffentlichkeit nicht zu bekennen. Der Abschluss der Coming-Out Phase ist letztendlich die gleichgeschlechtlich orientierte Identität. Nicht alle homosexuellen Menschen wählen diesen Weg: Es gibt einige, die ihre gleichgeschlechtliche Orientierung geheim halten. Viele entscheiden sich nur in bestimmten Lebensphasen und/ oder in ausgewählten Lebensbereichen ihre Neigung offen auszuleben.¹²⁵

Die Gründe sind offensichtlich und verschiedenster Natur:

- Diskriminierungen in allen Bereichen des Lebens gesellschaftlich/ beruflich/ privat,
- das Auftreten als Minderheit gegenüber der heterosexuellen Gesellschaft,
- Persönlicher Austausch über negative Erfahrungen mit anderen Schwulen und Lesben,

¹²³ Vgl. Schmäu-Wassermann, Daniela: Homosexualität in der Schule. Magisterarbeit. Berlin 2004. S.32

¹²⁴ Vgl. http://www.homo.at/liebeist/inhalte/broschuere_web.pdf

¹²⁵ Vgl. Buba, Hans Peter (Hg.) et al.: Benachteiligung gleichgeschlechtlich orientierter Personen und Paare. Köln 2001. S.36

- das Gefühl von Unsicherheit, Unzulänglichkeit und Minderwertigkeit durch die Probleme, die die Gesellschaft ihnen vermittelt.¹²⁶

Es ist ein schwieriger und langer Entwicklungsprozess, sich auch da als homosexuell zu outen, wo Menschen anders denken und fühlen. Die humanistische Psychologie sieht es als eines der wichtigsten Ziele an, Menschen in ihrem Herauskommen der inneren und wahren Person zu unterstützen. Sie vertreten die Ansicht, dass nur auf diese Art und Weise ein gesundes, freies und den innersten Bedürfnissen entsprechendes glückliches Leben möglich ist.¹²⁷

Richard A. Isay definiert Coming-Out als Festigung der homosexuellen Identität. Es handelt sich dabei um einen innerpsychischen Vorgang, aber auch um die Integration in die Gesellschaft, der als sozialer Prozess zu sehen ist, in der die Betroffenen ihre eigenen sozialen Rollen finden. Durch die gesellschaftlichen Vorurteile, Abwertungen und Intoleranz entstehen für die Homosexuellen belastende Schuld- und Schamgefühle, Minderwertigkeitskomplexe, geringe Selbstachtung und kann sogar zu selbstschädigenden Verhaltensweisen führen.¹²⁸

Während Isay von einer konstitutionell verankerten Homosexualität ausgeht haben die Psychoanalytiker Fritz Morgenthaler und Barbara Gissrau einen anderen zentralen Ausgangspunkt. Sie vertreten die Ansicht, dass es sich um eine unneurotische Entwicklung handelt, die nicht angeboren ist, sondern durch spezifische Erlebnisse in der Kindheit zustande kommt.¹²⁹

In welcher Form auch immer sich Sexualität zeigt, sie ist niemals eine Krankheit. Das Krankhafte wird durch disharmonische Entwicklungen hervorgerufen. Morgenthaler meint, dass Homo- und Heterosexualität als gleichwertig zu betrachten sind. Beide Formen sexueller Lebensweisen sind die Konsequenz individueller Entwicklungen, die sich an bestimmten lebensgeschichtlichen Stationen in die eine bzw. andere Richtung bewegt haben.¹³⁰

Morgenthaler differenziert in der Entwicklung vom Kleinkind zum Erwachsenen drei wichtige Stationen, die zur Orientierung für Homosexualität und Heterosexualität von entscheidender Bedeutung sind.

Erste Station: Narzisstische Entwicklung der frühen Kindheit, die die Entstehung des Selbstbildes beinhaltet.

¹²⁶ Vgl. Buba, Hans Peter (Hg.) et al.: Benachteiligung gleichgeschlechtlich orientierter Personen und Paare. Köln 2001. S.36

¹²⁷ Vgl. Siems, Martin: Coming Out. Hilfen zur homosexuellen Emanzipation. Hamburg 1980. S.9

¹²⁸ Vgl. Isay, A. Richard: Schwul sein. Die Entwicklung des Homosexuellen. München 1990; in : Puff, Helmut: Lust, Angst und Provokation. Homosexualität in der Gesellschaft. Zürich 1993, S.170

¹²⁹ Vgl. Rauchfleisch, Udo: Psychoanalyse und Homosexualität, in: Puff, Helmut: Lust, Angst und Provokation. Homosexualität in der Gesellschaft. Zürich 1993, S.171

¹³⁰ Vgl. ebd. S.171

Zweite Station: Typische Auseinandersetzungen mit den wichtigsten Bezugspersonen in der ödipalen Phase.

Dritte Station: Sie umfasst die Pubertät und die Zeit bis zum Erwachsenenalter einschließlich der Phase des Coming-Outs.¹³¹

Die Entwicklung der Homosexualität verläuft von früher Kindheit in einer spezifischen Weise, die prägend ist für das Erleben und Verhalten der Betroffenen. Bei der lesbischen Frau spielt das Streben nach Identität eine besondere Rolle. Ausschlaggebend, ob es zu einer „glücklichen“ Homosexualität oder zu Erlebens- und Verhaltensstörungen kommt, ist neben den Kindheitserlebnissen der Prozess des Coming-Out. Die Etablierung einer homosexuellen Identität ist von der bewussten Auseinandersetzung der homosexuellen Frau mit ihrem lesbischen Leben abhängig. Außerdem darf folgender Punkt nicht außer Acht gelassen werden: Die Position der homosexuellen Frau in der Gesellschaft- Gibt sie sich als lesbisch zu erkennen? Lebt sie in einer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft? Wie ist der Umgang mit den starken Polarisierungen unserer Gesellschaft?¹³²

In der Literatur wird der Prozess des Coming-Out je nach empirischer Studie in unterschiedlich vielen Phasen ablaufend geschildert. Im Folgenden werden einige dieser „Modelle“ dargestellt.

Siegrid Schäfer teilt diesen Prozess in drei Abschnitte ein:

- *Vom ersten Interesse für eine Frau bis zum ersten Verdacht lesbisch zu sein*
- *Vom ersten Verdacht, lesbisch zu sein, bis zum ersten sexuellen Verkehr mit einer Frau*
- *Vom ersten sexuellen Verkehr mit einer Frau bis zur Gewissheit, lesbisch zu sein.*¹³³

Im Vergleich zu schwulen Männern dauert das Coming-Out bei lesbischen Frauen statistisch gesehen länger. Die dritte Stufe ist bei Frauen erst gegen das 30. Lebensjahr abgeschlossen. Es zeigte sich auch, dass lesbische Frauen tendenziell mehr heterosexuelle Erfahrungen als schwule Männer aufweisen können.¹³⁴

In unserer Gesellschaft haben es Frauen schwerer, ihre eigenen sexuellen Wünsche auszuleben, da sie durch Erziehung, Sozialisation in ihren eigenen Bedürfnissen gebremst werden. Erst in der Endphase des Coming-Out einer Frau wird der Kontakt zu Lesbengruppen (Subkultur) gesucht. Die Isolation und Vereinsamung von Lesben am Land und in kleinen Städten ist so groß, dass lesbische Frauen oft in die Stadt flüchten¹³⁵,

¹³¹ Vgl. Rauchfleisch, Udo: Psychoanalyse und Homosexualität, in: Puff, Helmut: Lust, Angst und Provokation. Homosexualität in der Gesellschaft. Zürich 1993, S.171

¹³² Vgl. ebd. S.177

¹³³ Vgl. Schäfer, Siegrid: Sexuelle und soziale Probleme von Lesbierinnen in der BRD. In: Schorsch/ Schmidt (Hg.) Ergebnisse zur Sexuallforschung. Frankfurt 1976. S.299 ff.

¹³⁴ Vgl. ebd. S.299ff.

¹³⁵ Vgl. Hauer, Gudrun: Was heißt es, lesbisch zu leben? In: Handl et al., Homosexualität in Österreich. Wien 1989, S.28

um „Gleichgesinnte“ zu finden, sei es um Kontakte zu finden, sich auszutauschen oder sich gegenseitig zu unterstützen. Es kann während der Phase des Coming-Out zu einer schweren persönlichen Krise kommen. Sie befinden sich durch ihre „Andersartigkeit“ in der Situation neue Lebensentwürfe, als sie Frauen in unserer Gesellschaft typischerweise zugeschrieben werden, zu entwickeln. Dieser Prozess richtet sich gegen die eigenen verinnerlichten Vorstellungen, aber vor allem gegen gesellschaftliche Normen.

Im Sozialisationsprozess von Frauen und Männern wird Heterosexualität als einzig mögliche und normale Lesben- und Sexualitätsform gehalten. Homosexualität wird als sexuelle Devianz reduziert und individualisiert, um sie nicht als gesellschaftliche Lebensform akzeptieren zu müssen. Diese Dynamik ist die Ursache, dass viele Homosexuelle sich relativ spät outen, auch weil sie sich bewusst sind, damit zu einer gesellschaftlichen Randgruppe zu gehören. Sie suchen nach Bestätigung, die sehr oft an die Erfüllung von heterosexuellen Weiblichkeitsnormen gebunden ist.¹³⁶

Eine übersichtliche Darstellung der einzelnen Stufen des Coming-Outs gibt folgendes Stufenmodell der Identitätsentwicklung von Eli Coleman. Sie bezeichnet die *fünf Stufen* der Identitätsentwicklung bei gleichgeschlechtlich empfindenden Frauen und Männern als „Developmental Stages of the Coming-Out Process.“¹³⁷

- Die vorlesbische Phase (Prä-Coming Out)
- Coming-Out (in der Familie und bei Freunden)
- Erforschung des Umfeldes und der anderen Gleichgesinnten
- Erste Beziehungen zu einer Frau
- Integration/Reifung¹³⁸

In den meisten wissenschaftlichen Studien wird die Entwicklung des Bewusstwerdens der gleichgeschlechtlichen Empfindungen anhand des Phasen-Modells von Coleman herangezogen. Es gibt neben den dargestellten noch einige weitere Modelle, bei denen der Phasenverlauf variiert, in den zentralen Punkten beinhalten aber alle die wesentlichen Stufen.

In Anlehnung an Eli Coleman unterscheidet Udo Rauchfleisch den Coming-Out Prozess in *fünf Phasen*. Es handelt sich dabei um den Prozess der Selbstwahrnehmung, der sexuellen Orientierung und das Zeigen und Herauskommen aus der Isolation.¹³⁹

¹³⁶ Vgl. Hauer, Gudrun: Was heißt es, lesbisch zu leben? In: Handl et al., Homosexualität in Österreich. Wien 1989, S.28

¹³⁷ Vgl. Coleman, Eli: Developmental Stages of the Coming-Out Process. In: William, Paul et al. (Hrsg.) Homosexuality, Sage Publications, Kap.12. Beverly Hills 1982. S.149-158.

¹³⁸ Vgl. ebd.

¹³⁹ Vgl. Coleman, Eli: Developmental Stages of the Coming-Out Process, in: William, Paul et al (Hrsg.) Homosexuality, Sage Publications, Kap.12. Beverly Hills 1982. S.149 - 158.

*Das Coming-Out stellt einerseits einen innerpsychischen Vorgang dar, nämlich die Gewissheit lesbisch zu sein und andererseits die soziale Komponente, nämlich den Weg, sich in der Öffentlichkeit zu präsentieren und einen eigenen Lebensstil zu finden. Es handelt sich dabei um zwei unterschiedliche Dimensionen, die voneinander nicht getrennt betrachtet werden können. Sie stehen in Wechselbeziehung zueinander.*¹⁴⁰ Denn das Wissen lesbisch zu sein, ist die Voraussetzung dafür, in der Öffentlichkeit dementsprechend aufzutreten. Außerdem erfolgt die Festigung der sexuellen Identität vor allem durch eine bewusst gestaltete Lebensform.

Das Coming-Out stellt keine lineare Entwicklung sondern einen zirkulären Prozess¹⁴¹ dar, der von individuellen Faktoren und sozialen Erfahrungen beeinflusst wird. Zum besseren Verständnis des Coming-Out sind verschiedene Konzepte entwickelt worden, die alle den prozesshaften Charakter in den zentralen Mittelpunkt stellen. Diese idealtypische Phasenabfolge entspricht dem Prozess der sexuellen Entwicklung, der ebenso bei heterosexuellen Menschen beobachtet werden kann. Es finden sich jedoch in einzelnen Phasen Besonderheiten, die in dieser Form für die Situation lesbischer Frauen charakteristisch sind.¹⁴²

Die *erste Phase*, die vorlesbische Phase, auch das Prä-Coming-Out genannt, umfasst die Zeit von der Geburt bis zu dem Moment in dem das Mädchen ihr „Anders-Sein“ bewusst wahrnimmt. An dieser Stelle sei anzumerken, dass dieses Gefühl, anders als die anderen Mädchen zu sein, unterschiedlich erlebt werden kann. Diese ersten Erfahrungen mit homosexuellen Gefühlen sind vor allem vom Verhalten des sozialen Umfelds abhängig, die in erster Instanz die nächsten Bezugspersonen, die Eltern, darstellen.¹⁴³

Die *zweite Phase, das eigentliche Coming-Out*¹⁴⁴ kennzeichnet sich durch die Gewissheit eine lesbische Orientierung zu besitzen und sich zu Partnerinnen des gleichen Geschlechts hingezogen zu fühlen. Dieses Bewusstsein ist der erste Schritt auf dem Weg sich in der Öffentlichkeit zu präsentieren. Obwohl die eigene Orientierung zur Gewissheit geworden ist, können nach wie vor Gefühle von Zweifel und Unsicherheit bestehen.

Die zentrale Frage, die eine lesbische Frau in dieser Zeit beschäftigt ist vor allem, wem sie sich zuerst anvertrauen soll und inwieweit sie ihr soziales Umfeld über ihrer Orientierung informieren möchte. Wie die Frauen sich entscheiden hängt von unterschiedlichen Faktoren ab:

Sie wird maßgeblich durch die Erfahrungen in früheren Entwicklungsphasen bestimmt und dabei spielt vor allem die Offenheit der Eltern für Verhaltensweisen, die von der sozialen

¹⁴⁰ Vgl. Rauchfleisch, Udo: Schwule, Lesben, Bisexuelle. Zürich 1996.S.76

¹⁴¹ Im Sinne des „feed-back-loop model“ von De Monteflores et al. 1978.

¹⁴² Vgl. Rauchfleisch, Udo: Schwule, Lesben, Bisexuelle. Zürich 1996 S.76ff

¹⁴³ Vgl. ebd. S.77

¹⁴⁴ Vgl. ebd. S.81

Norm abweichen, eine Rolle. Eine besondere Bedeutung hat auch die Qualität der Eltern-Kind-Beziehung und wie viel Vertrauen sie zueinander haben. Wem sich die jungen Frauen letztendlich in ihrem sozialen Umfeld anvertrauen, ist unter anderem auch von ihrem aktuellen Umfeld abhängig. Daher ist die jeweilige Situation der lesbischen Frau eine völlig andere, je nachdem ob sie sich in einem konservativen Milieu bewegt oder ob sich ihre soziale Umgebung im beruflichen, wie im privaten Bereich ihrer Orientierung gegenüber tolerant verhält.

Wenn zwischen den Eltern und Kindern, eine vertrauensvolle, von Toleranz geprägte Beziehung besteht, werden sich die jungen Lesben dazu entschließen, zunächst mit ihren Eltern und Geschwistern über ihre gleichgeschlechtlichen Gefühle zu sprechen.¹⁴⁵

Bei Eltern-Kind-Beziehungen, die weniger von Verständnis und Akzeptanz gekennzeichnet sind, wäre es oft besser, wenn die jungen Mädchen ihre Neigungen zunächst im Freundeskreis besprechen. Mit deren Rückhalt kann ein Gespräch in der Familie um einiges leichter verlaufen¹⁴⁶.

Diese Entwicklungsphase stellt im Prinzip an die homosexuellen Frauen die gleichen Anforderungen wie heterosexuelle Menschen ihres Alters. Sie stehen davor ihr Selbstbild zu festigen und zu differenzieren, sich von der Familie abzulösen und ihren eigenen Freundes- und Bekanntenkreis aufzubauen. Weiters haben sie folgende Merkmale gemeinsam: Das Eingehen von ersten sexuellen Beziehungen, die Berufswahl und die damit zusammenhängenden Lebensentwürfe. Hinsichtlich dieser Entwicklungen in der Pubertät bestehen keine grundlegenden Unterschiede zwischen den homosexuellen und heterosexuellen Jugendlichen.

Das Ziel dieser Entwicklung stellt die Fähigkeit dar, Autonomie zu erlangen und in Beziehungen Nähe und Distanz für beide Partner, in einem befriedigenden Maß regulieren zu können. Weiters soll die Hingabe und die Selbstbewahrung in einem ausgewogenen Gleichgewicht vorhanden sein, um in der Beziehung zu reifen.¹⁴⁷

Trotz dieser ähnlichen Umstände befinden sich lesbische Frauen in einer besonderen Lage, da ihre „innere Orientierung“ und das daraus resultierende Verhalten nicht mit den gesellschaftlichen Normen und Verhaltensmaximen übereinstimmt, die von der Mehrheit der Menschen gelebt werden. Aus diesem Grund können sie sich gerade deshalb in der Coming-Out Phase nicht in dem Maß wie heterosexuelle junge Erwachsene an Vorbilder orientieren, die sie tagtäglich um sich herum erleben.¹⁴⁸

¹⁴⁵ Vgl. Rauchfleisch, Udo: Schwule, Lesben, Bisexuelle. Zürich 1996.S.81

¹⁴⁶ Vgl. ebd. S.82

¹⁴⁷ Vgl. ebd. S.86

¹⁴⁸ Vgl. Rauchfleisch, Udo: Schwule, Lesben, Bisexuelle. Zürich 1996.S.87

„Lesben bemerken zwar früh ihr „Anders-Sein“, bleiben mit diesen Gefühlen aber weitgehend in einem sozialen Vakuum, da ihnen keine Identifikationsmodelle zur Verfügung stehen.“¹⁴⁹

An das eigentliche Coming-Out schließt die *dritte Phase*, die Rauchfleisch auch *explorative Phase* nennt, an. Diese Phase lässt vermuten, dass es darum geht mit möglichst vielen Partnerinnen in sexuellen Kontakt zu treten. Für einige lesbische Frauen mag diese Komponente in der explorativen Phase auf jeden Fall eine Bedeutung haben. Daher versucht Rauchfleisch Colemans Explorationsbegriff im weitesten Sinn so zu interpretieren, als den Versuch sich in der lesbischen Identität in den verschiedensten Dimensionen des Lebens zu erfahren und diese Bereiche bewusst zu gestalten. Diese Erfahrung umfasst unterschiedliche, eng zusammenhängende, gegenseitig aufeinander einwirkende Dimensionen. Es ist zum einen das Erleben, sich als Frau in Relation zu gleichgeschlechtlichen Partnerinnen zu definieren und einen entsprechenden Lebensstil zu finden. Zum anderen ist in dieser Phase, auch das Erproben der lesbischen Identität in Form des Erlebens und der Äußerung von Liebesgefühlen gleichgeschlechtlicher Partnerinnen gegenüber. Eine weitere Dimension in der explorativen Phase stellt das Eingehen erster sexueller Beziehungen dar.¹⁵⁰

Bisher hat Rauchfleisch den Coming-Out Prozess in seinen Grundzügen so beschrieben, als verlaufe die Entwicklung von Lesben, Schwulen und Bisexuellen in gleicher Weise. In der explorativen Phase werden nun einige deutliche Unterschiede zwischen Männern und Frauen ersichtlich, die wahrscheinlich vor allem durch soziale Determinanten bedingt sind. Das belegen auch Studien¹⁵¹, welche die spezifische Situation von Lesben beschrieben haben bzw. die Unterschiede zwischen dem Coming-Out von Lesben und Schwulen untersucht haben. Diese Untersuchungen zeigen, dass Schwule homosexuelle Kontakte durchschnittlich fünf Jahre früher als Lesben eingehen und zwar bereits zu einer Zeit, in der sie sich über die Bedeutung ihrer Homosexualität noch nicht klar waren (erste Kontakte geschahen zwei Jahre vor der bewussten Einsicht, schwul zu sein)¹⁵².

Im Gegensatz dazu gehen lesbische Frauen erste sexuelle Kontakte erst ein, nachdem sie sich bereits vier Jahre mit ihrer lesbischen Orientierung auseinandergesetzt haben.¹⁵³

Die *vierte Phase*, das *Eingehen erster (fester) Beziehungen* zeichnet sich dadurch aus, dass in den Beziehungen nun körperlich-sexuelle und emotionale Aspekte gleichermaßen von Relevanz sind. „Lesben suchen in den Begegnungen mit Partnerinnen nicht mehr nur in erster Linie die sexuelle Erfüllung.“

¹⁴⁹ Vgl. Rauchfleisch, Udo: Schwule, Lesben, Bisexuelle. Zürich 1996.S.87

¹⁵⁰ Vgl. ebd. S.90

¹⁵¹ Vgl. dazu: De Monteflores et al. 1978. Raphael. 1974. Rieddle et al. 1977.

¹⁵² Vgl. Rauchfleisch, Udo: Schwule, Lesben, Bisexuelle. Zürich 1996.S.92

¹⁵³ Vgl. ebd. S.92

In dieser Phase kommt es vielmehr zu einer ganzheitlichen, personalen Beziehung, in der körperliche und seelische Aspekte gleichermaßen von Bedeutung sind. Außerdem präsentieren die Frauen sich in der Öffentlichkeit als Paar, womit die Beziehung eine andere soziale Realität erhält als die früheren, die in der Regel unbekannt geblieben sind. *Ganzheitliche, über längere Zeit sich erstreckende, stabile Beziehungen erreichen eine größere emotionale Intensität und wesentlich mehr Nähe, als die flüchtigen Kontakte in der explorativen Phase.*¹⁵⁴

In der *fünften* und letzten Phase, von Rauchfleisch als *Integration, dauerhafte Paarbeziehung* und das *höhere Lebensalter*, bezeichnet, folgt in Anlehnung an Coleman auf die zuletzt geschilderte Periode eine Zeit, in der sie eine Beziehung eingehen, die für beide Partner ein hohes Maß an Verbindlichkeit bedeutet und von beiden als dauerhafte, beständige Lebensgemeinschaft gesehen wird.¹⁵⁵ Lesbische Frauen tendieren früher zu „festen“ Beziehungen als schwule Männer. Auf jeden Fall gilt für die Partnerinnen, sich, wie bei den anderen Phasen bereits dargestellt, sich aufeinander einzustellen, den Alltag mit den kleinen und großen Problemen miteinander zu bewältigen und eine ganzheitliche Beziehung aufzubauen. Dazu zählen einerseits die seelische Verbundenheit und die sexuelle Begegnung genauso, wie die gemeinsamen Interessen und die Gestaltung einer spirituellen Dimension. In den wesentlichen Grundzügen ist die dauerhafte Paarbeziehung den früheren relativ stabilen Beziehungen ähnlich. Es gibt aber einen einzigen, nicht unbedeutenden Unterschied: Er äußert sich darin, dass die Beziehung in der Integrationsphase eine noch größere Verbindlichkeit für die Partnerinnen bedeuten und sich im allgemeinen auch über eine längere Zeit erstreckt, so dass diese Beziehung schon allein aus diesem Grund eine größere Intensität erreicht.¹⁵⁶

¹⁵⁴ Vgl. Rauchfleisch, Udo: Schwule, Lesben, Bisexuelle. Zürich 1996.S.98

¹⁵⁵ Vgl. ebd. S.107

¹⁵⁶ Vgl. ebd. S.108

4. Die Empirische Untersuchung

4.1. Die Fragestellung

Die zentrale Fragestellung:

Welche Erfahrungen haben Frauen mit ihrem persönlichen Coming-Out gemacht?

4.2. Die Annahmen

1. Annahme

Eine zentrale Annahme im Forschungsprozess war, dass das Anders-Sein bereits in frühester Kindheit bemerkt wird, aber die Erkenntnis lesbisch zu sein erst viel später kommt. Diese Vermutung würde sich auch durch Studien¹⁵⁷ bestätigen lassen. Sie haben gezeigt, dass lesbische Frauen im Vergleich zu schwulen Männern erste sexuelle Kontakte zu Frauen erst wesentlich später eingehen, nämlich vier Jahre nachdem sie sich gedanklich mit ihrer lesbischen Orientierung auseinandergesetzt haben.¹⁵⁸

2. Annahme

Eine weitere Annahme war, dass der Coming-Out Prozess von Frauen eine lange und schwierige Entwicklung darstellt. Die Gründe dafür liegen möglicherweise in der Unsichtbarkeit lesbischer Frauen und in der aktiven Diskriminierung (zum Beispiel in Form von Zwangsheterosexualität, Totschweige-Strategie und Angriffs-Strategie) bzw. Stigmatisierung in ihren verschiedenen Formen. Die Studie¹⁵⁹ von Reinberg/ Roßbach würde für diese Annahme sprechen.

3. Annahme

Die Mädchen sehen sich in die „Außenseiterin“-Rolle gedrängt: Die Entscheidung lesbisch zu leben bedeutet für sie, sich für eine Lebensform zu entscheiden, die gesellschaftlich diskriminiert und verschwiegen wird.

4. Annahme

Lesbische Frauen sehen sich mit unangenehmen Erfahrungen und Diskriminierungen konfrontiert, die ihren gesamten Lebensbereich betreffen. Reinberg und Roßbach gehen von einer Stigmatisierung und Marginalisierung der Homosexualität insgesamt aus, doch hat sich in ihren Untersuchungen herausgestellt, dass die gesellschaftliche Nicht-Wahrnehmung von Lesben ihre Lebenssituation auszeichnet.¹⁶⁰

5. Annahme

¹⁵⁷ Vgl. dazu: De Monteflores et al. 1978. Raphael, 1974. Rieddle et al. 1977.

¹⁵⁸ Vgl. Rauchfleisch, Udo: Schwule, Lesben, Bisexuelle. Zürich 1996. S.92

¹⁵⁹ Vgl. Reinberg, Brigitte/ Roßbach, Edith: Stichprobe: Lesben. Pfaffenweiler 1995.

¹⁶⁰ Vgl. Hänsch, Ulrike: Individuelle Freiheiten – heterosexuelle Normen. Opladen 2003. S.59

Ein wichtiger Moment in der Phase des Coming-Out sind die ersten Gespräche mit nahen Bezugspersonen, denen sie ihre Homosexualität anvertrauen.

Es liegt nahe, dass die Mädchen sich zuerst ihren Eltern anvertrauen wenn diese Beziehung von Vertrauen und Toleranz gekennzeichnet ist. Ein positiver Verlauf im weiteren Coming-Out ist vor allem dann gegeben, wenn die Mädchen von einer gesicherten, familiären Situation ausgehen können.¹⁶¹

4.3. Die methodische Vorgangsweise

Das zentrale Ziel dieser Arbeit ist es, den Prozess des Coming-Out aus der Perspektive der homosexuellen Frauen zu betrachten. Dabei wird das Coming-Out nicht als einmaliges, bestimmbares Ereignis gesehen, sondern stellt vielmehr einen lang andauernden Entwicklungsprozess dar, der von vielen unterschiedlichen Einflussfaktoren geprägt wird.

Die Entscheidung für das problemzentrierte Interview erfolgte aus unterschiedlichen Beweggründen: Einerseits die Möglichkeit individuelle Handlungen sowie subjektive Wahrnehmungen unvoreingenommen erfassen zu können. Außerdem konnte durch gezieltes Nachfragen ein optimaler Erkenntnisfortschritt erreicht werden.

Diese Form des Interviews stellte für mich die beste Methode dar, einen Bezug zu den lesbischen Frauen herzustellen, da nur über das Gespräch die Wertigkeit der Aussagen und Gedanken der Frauen nachvollziehbar und interpretierbar ist. Ich kann die befragten Menschen als denkende, fühlende, und selbstständig handelnde Subjekte erfassen und ihnen Platz geben für ihre subjektiven Einstellungen, Wahrnehmungen und Interpretationen und vor allem für Bereiche, die für sie von Bedeutung sind und nicht nur die Faktoren, die ich als Forscherin von vornherein als relevant erachte.

- Die Betrachtung verschiedenster Literatur und deren Ausarbeitung führte zu unterschiedlichen Annahmen, die für die Erstellung des Leitfadens hilfreich waren und im Hinblick auf die Auswertung von zentraler Bedeutung sind. (Diese Annahmen werden später explizit angeführt)
- Die Fragestellungen des Leitfadens sind so gestellt, dass über das qualitative Interview bessere Ergebnisse und Aussagen getroffen werden können.
- Dieses Interviewverfahren bietet den Befragten die Möglichkeit die für sie wichtigen Themen anzusprechen und die jeweiligen Interviews durch freies Erzählen individuell zu gestalten.

¹⁶¹ Vgl. Rauchfleisch, Udo: Schwule, Lesben, Bisexuelle. Zürich 1996. S.81

- Eine Fragebogenerhebung würde vielleicht ein repräsentativeres Ergebnis liefern, würde jedoch zu einseitig und zu starr in eine Richtung fragen, da es durch vorgegebene Fragen keinen freien Erzählfluss gibt.

Roland Girtler meinte zur qualitativen Methodenwahl im Jahre 1984 sehr zutreffend:

„Quantitative Messungen und ähnliche Techniken können soziales Handeln nicht „wirklich“ festhalten, sie beschönigen höchstens die diversen Fragestellungen. Tatsächlich führen sie sehr häufig dazu, daß dem Handelnden unterschoben wird, seine Handlung hätte eine bestimmte Bedeutung, die jedoch viel eher die des Soziologen ist als die des Handelnden.“¹⁶²

Insgesamt wurden 9 lesbische Frauen befragt, einerseits Frauen, die in der Öffentlichkeit als Lesben auftreten und in der lesbischen Bewegung aktiv sind, aber auch Frauen die schwieriger zu erreichen sind, die so genannten versteckten, die sich in der Öffentlichkeit nicht zu ihrer sexuellen Neigung bekennen.

Es wurde ein relativ offener Leitfaden für die Interviews erstellt, der es mir ermöglichte den Interviewverlauf relativ flexibel zu gestalten. Ich habe mich bewusst dazu entschieden, auf standardisierte Fragen zu verzichten um gleichzeitig standardisierte Antwortvorgaben zu vermeiden. Somit gelang es mir den Frauen auch relativen Freiraum in ihren Erzählungen zu geben und eine Offenheit für die Perspektive der befragten Frauen zu schaffen. Außerdem wurde im Verlauf der Interviews der Leitfaden nicht rigoros eingehalten, da die persönliche Situation der befragten Frauen ebenso berücksichtigt werden sollte.

Das Hauptaugenmerk dieser Arbeit liegt im Prozess des Coming-Out und soll die Entwicklung des Anders-Sein mit all ihren Facetten und Besonderheiten beleuchten. Daher sollte mittels der Einstiegsfrage¹⁶³ ohne Umschweife sofort der Punkt erreicht werden, die Frauen zu animieren, sich an die ersten Anzeichen ihres Anders-Sein zu erinnern. Anhand des flexiblen Leitfadens war die Freiheit gegeben, gewisse Fragen aufgrund vorher Erzähltem nicht zu stellen, die Fragen an die individuell Befragte anzupassen, die Abfolge der Fragen zu variieren und eine Nachfragestrategie zu entwickeln. Die Einstiegsfrage wurde jeder einzelnen Frau gestellt, da diese mir die Möglichkeit bot, sofort in das zentrale Interesse einzusteigen und bestmöglich an die nachfolgenden „Hauptfragen“ anknüpfen zu können. Das Hauptziel war die zentralen Fragen (Hauptfragen) zu stellen, um einen roten Faden im Gesprächsverlauf aller Interviews gewährleisten zu können.

¹⁶² Girtler, Roland: Methoden der qualitativen Sozialforschung. Wien 1984. S.26.

¹⁶³ Kannst du dich erinnern, wann es dir zum ersten Mal auffiel, dass du anders bist als deine gleichaltrigen Freundinnen?

Die Nachfragen wurden gestellt, wenn es in der Hauptfrage nicht bereits beantwortet wurde oder im individuellen Fall von besonderem Interesse war.

Die Dauer der Interviews betrug zwischen einer halben Stunde bis zu einer Stunde. Die Erzählungen wurden mit Einwilligung aller beteiligten Frauen auf Band aufgezeichnet und im weiteren Verlauf des Auswertungsprozesses vollständig transkribiert. Die Aufzeichnung der Gespräche ermöglichte im Gegensatz zu Gesprächsprotokollen eine authentische und präzise Erfassung des Kommunikationsprozesses. Somit konnte ich mich vollständig auf das Gespräch und Beobachtungen situativer Bedingungen und nonverbaler Äußerungen konzentrieren.

Auswertungsverfahren

Die Auswertung des Datenmaterials orientierte sich an der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring. Die Entscheidung fiel auf diese Methode, da diese Analyse auch auf Kommunikationsinhalte bezieht, die nicht explizit ausgesprochen werden. Durch eine systematische Interpretation wird die inhaltliche Bedeutung von Aussagen ermittelt, ohne das Material auf quantifizierbare Aussagen zu reduzieren.

Das Ziel der Inhaltsanalyse nach Mayring ist:

„Systematische, regelgeleitete und theoriegeleitete Analyse sprachlichen Materials.“¹⁶⁴

Nach P. Mayring setzt die Inhaltsanalyse folgende Schwerpunkte:

- Kommunikation analysieren,
- fixierte Kommunikation analysieren,
- systematische, regelgeleitete und theoriegeleitete Vorgangsweise,
- mit dem Ziel, Rückschlüsse auf bestimmte Aspekte der Kommunikation zu ziehen.¹⁶⁵

Weiters differenziert Mayring drei Grundformen des Interpretierens:

Ziel der Analyse ist es, dass Material so zu reduzieren, dass die wesentlichen Inhalte erhalten bleiben, durch Abstraktion einen überschaubaren Corpus zu schaffen, der immer noch Abbild des Grundmaterials ist.

Explikation:

Ziel der Analyse ist es, zu einzelnen fraglichen Textteilen (Begriffen, Sätzen,...) zusätzliches Material heranzutragen, dass das Verständnis erweitert, dass die Textstelle erläutert, erklärt, ausdeutet.

¹⁶⁴ Mayring, Philipp: Qualitative Inhaltsanalyse. Weinheim/Basel 1983, S.189

¹⁶⁵ Mayring, Philipp: Qualitative Inhaltsanalyse. Weinheim/Basel 1983, S.13

Strukturierung:

Ziel der Analyse ist es, bestimmte Aspekte aus dem Material herauszufiltern, unter vorher festgelegten Ordnungskriterien einen Querschnitt durch das Material zu legen oder das Material aufgrund bestimmter Kriterien einzuschätzen.¹⁶⁶

Bei der Analysetechnik der Strukturierung unterscheidet Mayring je nach gesetztem Ziel vier Formen:

- Formale Strukturierung
- Inhaltliche Strukturierung
- Typisierende Strukturierung
- Skalierende Strukturierung

In dieser Arbeit wurde die Inhaltliche Strukturierung zur Auswertung des Datenmaterials verwendet.

Inhaltliche Strukturierung:

Zusammenfassung und Extraktion zu bestimmten Themen und Inhaltsbereichen.

Die unterschiedlichen Formen der Strukturierung haben alle ein gemeinsames Merkmal:

„...die Zusammenstellung und Überarbeitung des Kategoriensystems, das Formulieren von Definitionen, Ankerbeispielen und Kodierregeln und die Bezeichnung und Bearbeitung der Fundstellen im Material...“¹⁶⁷

Im Rahmen dieser Arbeit waren 13 Kategorien von Relevanz, die zur Auswertung des Datenmaterials herangezogen wurden:

1. Wahrnehmungen des Anders-Sein
2. Rückzug oder Anpassung an die Gesellschaft
3. Unangenehme Erfahrungen
4. Erste Gespräche
5. Erste sexuelle Beziehungen
6. Coming-Out und Eltern
7. Unterschiede in der Reaktion des Lebensumfelds
8. Diskriminierung
9. Umgang mit Vorurteilen
10. Partnerinnenschaft
11. Lebenssituation
12. Ratschläge an junge Mädchen
13. Wünsche für den weiteren Lebensverlauf

¹⁶⁶ Mayring, Philip: Qualitative Inhaltsanalyse. Weinheim/ Basel 1983, S.54.

¹⁶⁷ Mayring, Philipp: Qualitative Inhaltsanalyse. Weinheim/ Basel 1983, S.79.

Die Interviewpartnerinnen

Die jüngste Interviewpartnerin war zum Zeitpunkt des Interviews 20 Jahre alt, die älteste 52. Somit fallen die individuellen Lebens- und Entwicklungsgeschichten der Frauen in unterschiedliche historische Zeiträume. Die älteste Frau, die Anfang der 50er geboren wurde, erlebte ihr Coming-Out in den Anfängen der neuen Frauenbewegung. Einige Zeit später, im Zuge der Zweiten Frauenbewegung wurde auch die Lesbenbewegung aktiv, es bildeten sich erste Treffpunkte und Clubs heraus. Trotz der neuen Entwicklungen war das gesellschaftliche Klima deutlich restriktiver und lesbenfeindlicher als 20 Jahre später. Meine beiden jüngsten Interviewpartnerinnen sind Mitte der 80er Jahre geboren und haben ihre Pubertät zur Jahrtausendwende erlebt.

Ausbildung

Meine Interviewpartnerinnen waren durchschnittlich gut ausgebildet. 3 von 9 Frauen haben ein abgeschlossenes Studium. Eine der 9 befindet sich gerade mitten in ihrem Studium. 2 Frauen haben die Schule abgebrochen, davon arbeitet eine im Büro, die andere lebt von Gelegenheitsjobs. Zwei Frauen arbeiten hauptberuflich in zwei voneinander unabhängigen Beratungsstellen für homosexuelle Menschen. Eine davon hat die Sozialakademie abgeschlossen, die andere Frau hat die Matura gemacht und arbeitet nebenbei noch als Pferdetrainerin. Eine der interviewten Frauen hat eine Lehre zur kaufmännischen Angestellten abgeschlossen.

5. Der Prozess des Coming-Out

5.1. Gefühle des „Anders-Sein“

In diesem ersten Abschnitt steht die Frage im Mittelpunkt, wann die Frauen zum ersten Mal bewusst bemerkt haben, dass sie anders sind als ihre gleichaltrigen Freundinnen. Mittels der Einstiegsfrage im Interviewleitfaden, die allen Frauen gestellt wurde, soll festgestellt werden, wann zum ersten Mal lesbische Gefühle entdeckt wurden.

Unter „anders sein“ sind erste gleichgeschlechtliche Gefühle und vor allem die Entwicklung des Bewusstseins gemeint, anders als gleichaltrige Heterosexuelle zu sein. In der Literatur wird von der „Prä-coming-out-Phase“ gesprochen: Es umfasst die Zeit von der Geburt bis zum Moment, in dem das Mädchen ihr „Anders-Sein“ bewusst wahrnimmt.¹⁶⁸

„...aufgefallen, dass ich anders bin, ist mir eigentlich schon im Kindergarten.“ Anna

Sechs der neun befragten Frauen fiel bereits im Kindergarten oder in der Pubertät auf, dass sie „anders“ sind. Demnach ist das Entdecken der gleichgeschlechtlichen Gefühle bei den Interviewpartnerinnen schon in frühester Jugend geschehen, während die Klarheit lesbisch zu sein, meist erst viel später kommt. Diese Tatsache kommt auch in den Schilderungen der Frauen deutlich hervor.

Anna und Claudia erzählen, dass sie schon im Kindergarten bemerkt haben, dass sie „anders“ sind, während Erika, Franziska, Gabi und Hanna in ihrer Pubertät wahrgenommen haben, dass sie für Frauen mehr empfinden.

Doris und Irene, die bereits jahrelang in heterosexuellen Partnerschaften gelebt hatten, realisierten erst Jahre später, dass sie sich zu Frauen hingezogen fühlen.

Beate berichtet aus ihrer Erinnerung, dass sie nie das Gefühl hatte anders zu sein und sich auch keine Gedanken über ihre gleichaltrigen Freunde und Freundinnen gemacht hat.

„Zum Thema von Anders-Sein gab es schon, seitdem ich mich erinnern kann, also Kindergarten, oder so.“ Claudia

„Ich hab’ nie bemerkt ob ich anders bin, oder nicht anders bin...aufgefallen ist es mir in der Ehe.“ Irene

„Ich hab’ mich nie anders als Gleichaltrige empfunden, deswegen kann ich auch nicht sagen, dass ich mich zu einem bestimmten Zeitpunkt anders empfunden hätte.“ Beate

¹⁶⁸ Vgl. Rauchfleisch, Udo: Schwule, Lesben, Bisexuelle. Zürich 1996. S.77

Dieser Abschnitt beschäftigt sich mit der Frage, woran die Frauen festmachen konnten, dass sie anders/lesbisch sind. In der Literatur wird ein längerer Identitätsbildungsprozess (manchmal kann er sogar lebenslang dauern) beschrieben, in dem es zur Selbstentdeckung und Selbstwahrnehmung im Leben der lesbischen Frau kommt. Es beginnt mit dem Interesse an einer Frau, bis zum Verdacht lesbisch zu sein, dem ersten Geschlechtsverkehr und schließlich der Gewissheit lesbisch zu sein.¹⁶⁹

„Kann mich nicht erinnern ob ich wahrgenommen habe, dass ich anders bin. Aber ich habe wahrgenommen, dass ich für Frauen mehr Gefühle verbinde.“ Erika

Doris, Erika, Franziska und Gabi bemerkten, dass sie für Frauen mehr Gefühle empfinden als für Männer. Annas Versuch eine Beziehung mit einem Mann zu führen, scheiterte da ihre Gedanken ständig beim weiblichen Geschlecht waren, bis sie realisierte, dass sie „anders“ ist.

Beate hatte in ihrer damaligen Schulklasse das Gefühl, dass es keine eindeutige Unterscheidung zwischen heterosexuell oder homosexuell gab. Ihr kam auch nicht die Idee, dass sie „anders“ sein könnte, da ihre damaligen SchulkollegInnen ihr nicht das Gefühl gaben, sich darüber Gedanken machen zu müssen.

Hanna wollte sich lange nicht eingestehen, dass sie lesbisch ist, bis sie ihre Gedanken und Gefühle nicht mehr verdrängen konnte. Als sie bemerkte, dass sie eindeutig in eine Frau verliebt ist, war sie sich ihrer Homosexualität sicher.

Irenes Geschichte unterscheidet sich von den Erzählungen der anderen Interviewpartnerinnen am deutlichsten. Sie hat sich zu keinem Zeitpunkt ihres Lebens anders gefühlt, da sie von sich selbst behauptet, kein Problem mit beiden Geschlechtern zu haben. Nach 20 Jahren Ehe fiel ihr erstmals auf, dass sie auch Frauen sexuell anziehend findet. Irene begann in langsamen Schritten ihre Zuneigung zu Frauen auszuleben: Anfangs waren es Fantasien, dann Neugierde, schließlich Interesse und letztendlich der Versuch eine Beziehung zu einer Frau einzugehen.

„Mir ist es aufgefallen in einem Gespräch mit meinem Mitbewohner, wo ich über einen Abend erzählt hab’, den ich mit einer Frau verbracht habe, die Art und Weise wie ich darüber erzählt hab’, war ganz eindeutig, dass ich da mehr empfunden hab’ für Frauen.“ Doris

¹⁶⁹ Vgl. Schäfer, Siegrid: Sexuelle und soziale Probleme von Lesbierinnen in der BRD. In: Schorsch/ Schmidt (Hg.) Ergebnisse zur Sexualforschung. Frankfurt 1976. S.299 ff.

„...von den Gefühlen her, dass mich die Mädchen mehr angezogen haben als die Burschen. Die Burschen waren Spielkameraden, aber von den Gefühlen her, waren immer die Mädchen wichtig.“ Gabi

„...bis vielleicht auf eine oder zwei in meiner Klasse die einen Freund hatten und das ganz wichtig fanden, aber sonst waren wir alle ziemlich gleich, fand ich.“ Beate

Es ist individuell verschieden, wie das Anders-Sein von den Frauen empfunden wird. Es kann ein allmählicher Prozess sein, der viele Jahre andauert, oder die betroffenen Frauen haben von heute auf morgen entdeckt, dass sie „anders“ sind. Fast alle befragten Frauen haben zu dieser Thematik von einem „Bewusstwerdungsprozess“ gesprochen, der schrittweise erfolgte.

„Ich hab’ mich nicht wirklich abgestoßen gefühlt von Männern, ich hab’ einfach nichts für sie empfunden, sexuell. Und irgendwann ist mir bewusst geworden...ohne Zweifel, dass ich lesbisch bin.“ Anna

Bei Anna, Claudia, Erika, Franziska und Hanna war das Empfinden des Anders-Sein ein allmählicher, langsamer „Bewusstwerdungsprozess“. Bei einigen Frauen dauerte diese Entwicklung oft viele Jahre an, dies geht auch aus ihren Erzählungen klar hervor.

Anna wurde es nach und nach bewusst, dass sie anders ist. Sie erzählt, dass es für sie undenkbar war, eine Beziehung zu einer Frau zu haben. Das erste Mal, dass sie anders war, bemerkte sie in der Volksschule, in der 2. Klasse. Damals konnte sie sich niemandem anvertrauen, da sie wusste, dass es niemand verstehen würde.

Im Gegensatz zu den Erfahrungen der anderen Frauen stehen Beates Empfindungen: Sie hatte zu keinem Zeitpunkt ihres Heranwachsens und Coming-Out Prozesses das Gefühl anders zu sein.

Claudia beschreibt einen allmählichen Prozess, der mit dem Gefühl verbunden war, bis 17/18 Jahre, immer allein zu sein. Sie fühlte sich oft einsam. Die Konsequenz daraus war, dass sie ihre Energie in kreative Arbeiten steckte um ihre Gefühle zu verarbeiten.

Bei Doris stand das Thema des Anders-Sein nicht so stark im Mittelpunkt, da ihr erst spät bewusst wurde, dass sie Frauen interessant findet. Ihr wurde auf einmal klar, dass sie sexuelle Gefühle für Frauen hat. Zu diesem Zeitpunkt waren andere Faktoren als das Anders-Sein von Relevanz.

Franziska berichtet von einem allmählichen Prozess. Als es zum Thema Coming-Out kam, hatte Franziska das Glück, dass sie eine nette Freundin in der Klasse hatte, die älter war

und offen lesbisch gelebt hatte. So war es für Franziska viel einfacher, ihr eigenes Coming-Out zu durchleben, das Ganze für sich selbst zu benennen und einzuordnen.

Irene hatte mit 17/ 18 Jahren eine bestimmte Frau interessant gefunden, dennoch maß sie ihren Gedanken keine größere Bedeutung bei und wie sie selbst auch sagt, waren das kurze Begegnungen und Gedanken. Sie lebte das Leben wie jede andere heterosexuelle Frau und nahm ihre Gefühle für das weibliche Geschlecht nicht sonderlich ernst. Das Anders-Sein war für Irene eigentlich nie ein Thema, da ihr soziales Umfeld durchgängig positiv auf ihr „Lesbischsein“ reagierte.

Hanna erzählt ebenfalls von einem allmählichen Prozess, der in der „Endphase“ sehr schnell verlief. Im Nachhinein gesehen, hat sie es immer schon geahnt, dass sie lesbisch ist, aber da sie, wie sie selbst sagt, gut verdrängen kann dauerte es einige Zeit, bis sie ihre Gefühle für Frauen schließlich eingestehen konnte.

„Nach und nach hab’ ich mir gedacht, vielleicht bin ich bi oder so, und dann hab’ ich daran auch gezweifelt, weil ich ja im Grunde immer nur für Frauen was empfunden hab’.“ Anna

„Ich glaub’, das war ein allmählicher Prozess, dass hat sich konkretisiert, ich würd’ das nicht nur auf das Lesbischsein beziehen, sondern schon auch andere Interessen zu haben oder andere Sachen zu machen.“ Claudia

„Das war ein ganz langsamer Bewusstwerdungsprozess, der viele, viele Jahre gedauert hat.“ Erika

„Das sind nur so kurze Gedanken gewesen. Das überspringst du dann und dann geht’s weiter in normale Richtung.“ Irene

Situationen, die in Erinnerung blieben

Dieser Abschnitt beschäftigt sich, wie der Titel schon verrät, mit Situationen, die besonders stark in der Erinnerung der lesbischen Frauen geblieben sind. Diese Situationen beziehen sich auf den Lebensabschnitt, in der das Mädchen bzw. die Frau bemerkte, dass sie „anders“ ist.

Anna erinnert sich an eine Situation in der zweiten Klasse Volksschule zurück. Zum damaligen Zeitpunkt war ihr bereits bewusst, dass sie anders ist als ihre gleichaltrigen Freundinnen. Sie war gerade sieben Jahre alt geworden, als sie bemerkte, dass Schwule und Lesben Teil einer Randgruppe unserer Gesellschaft sind. Es fiel ihr vor allem dadurch auf, dass Homosexuelle in ihrem sozialen Umfeld beschimpft wurden und es undenkbar

war homosexuell zu sein. Eine spezielle Situation aus dieser Zeit ist bis heute gut in ihrem Gedächtnis geblieben: Eine Freundin brachte das „Thema“ zur Sprache und meinte, dass sie durch gegenseitiges Küssen herausfinden könnten, ob sie nun lesbisch oder heterosexuell seien. Die Freundin hatte die Ansicht, dass man darüber nur Klarheit bekommen kann, wenn man die anderen Freundinnen küsst. Darauf küsste die Freundin Annas Schwester, die beiden sahen sich an und sie waren sich einig, dass sie nicht lesbisch sind. Die Freundin wollte nun Anna küssen, aber Anna war klar, dass sie in dieser Situation niemals ihre wahren Gefühle preisgeben könnte und traute sich nicht die Freundin zu küssen und damit ihre wahren Gefühle zu zeigen.

Claudia hatte in ihrer Jugendzeit keine engeren Freundinnen. Sie bezeichnet sich selbst als Einzelgängerin und sie war auch nie bei einer Clique dabei. Daran hatte sie einfach kein Interesse und sie hatte auch keine Lust, sich den Konkurrenzkämpfen der Mädchen auszusetzen. Dennoch hatte sie später das Gefühl, akzeptiert zu sein. Aber sie konnte mit den Interessen der anderen Mädchen nichts anfangen.

Doris war zum ersten Mal in eine Frau verliebt und da sie „Verliebtsein“ bislang immer positiv assoziiert hatte, war für sie diese „neue“ Erfahrung eine Frau zu lieben sehr schön. Dieses Ereignis hatte sie auch nicht verstört, sie war eher erstaunt und verwundert. Doris begann nach und nach sich mit dem „Lesbischsein“ zu arrangieren und es anzunehmen. Dahingehend setzte sie ein erstes Zeichen, indem sie eine Beratungsstelle aufsuchte, um andere lesbische Frauen kennen zu lernen.

Bemerkenswert ist, dass sich Erika an eine Situation vor über 40 Jahren in der 1. Klasse Volksschule zurückerinnern kann. Diese Situationen konnte Erika zum damaligen Zeitpunkt nicht deuten. Erst nach Abschluss ihres Coming-Outs kamen die Gedanken an frühere Gegebenheiten wieder und damit auch die Möglichkeit, damalige Umstände zu verstehen und interpretieren zu können. Ihre Erinnerungen waren erste sexuelle Erfahrungen mit einer gleichaltrigen Klassenkollegin. Heute will sie mit Gewissheit sagen, dass es sich um ihren ersten Orgasmus handelte.

Franziska erinnert sich, dass sie immer Nähe zu anderen Frauen suchte, zu Lehrerinnen, zu Freundinnen. Sie war in eine ihrer besten Freundinnen verliebt. Rückblickend betrachtet suchte sie einfach den Kontakt zum weiblichen Geschlecht.

Gabi hatte in der Schule ihre ganze Aufmerksamkeit auf ein Mädchen gerichtet. Ihre ganze Energie und Konzentration war auf dieses eine Mädchen beschränkt. Sie suchte ihren Kontakt in den Schulpausen und in der Freizeit versuchte sie weitere Zusammentreffen zu vereinbaren. Im Nachhinein war diese Situation nicht leicht für Gabi. Für sie war ein lockerer Umgang mit ihrem Lesbischsein und allem was dazu gehörte alles andere als

einfach. Sie empfand die Pubertät als schwierige Phase, da ihr bewusst war, dass sie mit ihrem Lesbischsein nicht den gesellschaftlichen Erwartungen und Normen entsprach.

Hanna blieb eine prägende Situation, die sie mit 13 Jahren erlebt hatte, bis heute stark in Erinnerung. Dieses Erlebnis hatte sie lange Zeit verdrängt. Es war ihre erste Erfahrung mit dem weiblichen Geschlecht. Ein Mädchen in ihrer damaligen Klasse wollte offensichtlich mehr von ihr, bis Hanna schließlich nachgab und sich auf das Mädchen einließ. Aber für Hannas Empfinden war das „urharmlos“. Die beiden hatten keine Beziehung miteinander. Von Hannas Seite waren es eher erste Erfahrungen auf dem Gebiet der Homosexualität. Hanna fällt diese Erfahrung am häufigsten ein wenn sie nachdenkt. Dies unterstreicht die langfristige Bedeutung dieser Erfahrung für Hanna.

„Weil ich ja wusste, dass sie nicht weiß, was es bedeutet, weil ich ja wusste, sie ist es nicht. Und weil ich wusste, dass sie eigentlich gar nicht verstehen könnte, selbst wenn ich sagen würde. Ja, hab’ ich mich einfach nicht getraut.“ Anna

„Ich hab’ damals den ersten Orgasmus meines Lebens erlebt, mit ihr, wusste allerdings damals nicht, was es war, kann es nur rückblickend als Orgasmus-Erfahrung deuten.“ Erika

„Niemand weiß in der Pubertät, was mit einem passiert, und noch schwieriger ist es, wenn es anders ist, als die Gesellschaft es erwartet.“ Gabi

„Wir haben dann was miteinander gehabt, urharmlos, mit 13, ich hab’ das dann wieder vergessen. Das ist das was mir am häufigsten einfällt, darüber hab’ ich noch nie mit jemandem geredet.“ Hanna

5.2. Rückzug oder der Versuch wie alle anderen zu sein

Die Erzählungen von Claudia, Gabi und Franziska machen eines klar deutlich: Das Lesbischsein war für sie mit Einsamkeit, Rückzug und Isolation verbunden. Sie hatten in der Anfangsphase ihres Coming-Outs niemanden, dem sie sich anvertrauen konnten, und hatten erst nach und nach die Möglichkeit sich zu öffnen und sich ersten Bezugspersonen anzuvertrauen.

„Das Gefühl war schon oft bis zu einem gewissen Alter, eh’ so bis 17/ 18, eher immer allein zu sein, manchmal auch eher einsam und ich hab dann viel in künstlerische Sachen gesteckt. Ich glaub’, dass war ein ganz gutes Ventil, auch um diese Gefühle zu verarbeiten und zu verpacken.“ Claudia

„Für mich war es ziemlich schwierig, weil ich konnte mich mit niemandem austauschen und ich war in meiner Welt,...hab' das eigentlich nur für mich erlebt...und die Gefühle, die ich für die Mädchen gehabt hab', mit mir selber ausgemacht...bis zum 21. Lebensjahr hab' ich das mit niemandem besprochen.“ Gabi

„...insofern hab' ich es schon probiert. Aber innerlich, weil das Thema gekommen ist, war es eine sehr einsame Zeit. Im Globalen auch wenn ich meine Tagebücher anseh' und durchles', muss ich recht einsam gewesen sein.“ Franziska

Im Folgenden wird das Verhalten der lesbischen Frauen in ihrem sozialen Umfeld beleuchtet. In der Regel hatten die Frauen zwei Optionen zur Wahl: Entweder sie versuchten so wie alle anderen heterosexuell zu leben oder sie zogen sich zurück und nahmen damit in Kauf eine Außenseiterrolle in unserer Gesellschaft einzunehmen.

Anna versuchte zwanghaft heterosexuell zu sein. Sie selbst meint aber, dass es ihr nicht gelang. Sie wollte es sich selbst nicht eingestehen, dass sie „anders“ sei. Dadurch, dass sie der Meinung war, sich niemandem anvertrauen zu können, sprach sie auch mit niemandem über ihre Gefühle. Daraus resultierte, dass sie sich mit keinem verbunden fühlte und sich noch mehr zurückzog.

Claudia hatte keine Anschlüsse, sowohl in der Familie als auch in der Schule hatte sie keine Vertrauens- oder Bezugspersonen und auch keine richtigen Freunde. Sie selbst hatte nicht den Eindruck, dass sie sich zurückzog. Claudia schwärmte mit 14/ 15 Jahren wie viele andere für Jungen. Außerdem gab es schon auch Überlegungen von ihrer Seite, wie es denn wäre, sich in einen Jungen zu verlieben. Es kommt häufig vor, dass lesbische Frauen, bevor sie ihrer Homosexualität sicher sind, bereits mehrere Versuche mit Männern hinter sich haben.

Doris hatte keine der beiden Optionen für sich gewählt. Denn ihre Lebensgeschichte zeichnete sich dadurch aus, dass sie bereits zehn Jahre heterosexuell gelebt hatte. Ihr war klar, dass eine Frau in der Regel immer mit Heterosexualität in Verbindung gebracht wird. Ihr Coming-Out erwies sich schwieriger, weil sie von ihrem Umfeld als heterosexuelle Frau gesehen wurde. Es stellte sich als große Herausforderung dar, ihr soziales Umfeld mit ihrem Coming-Out vom Gegenteil zu überzeugen.

Erika sprach nicht über ihre Empfindungen. Sie konnte diese Gefühle zum damaligen Zeitpunkt nicht in Worte fassen. Außerdem weist sie darauf hin, dass sie schon in Burschen verliebt war und immer wieder kurze freundschaftliche Beziehungen mit ihnen hatte, allerdings ohne sexuelle Annäherungen. Von erwähnenswerter Bedeutung ist auch der Kontext der 60er Jahre, in dem Erika aufgewachsen ist. Damals gab es wesentlich mehr sexuelle Tabus.

Franziska erinnert sich zurück, dass sie im Alter zwischen 14 und 16 Jahren versuchte, so wie alle anderen zu sein. Doch sie merkte, dass es mit Burschen nicht klappte und zeigte ihnen daraufhin die kalte Schulter. Wie auch einige der anderen befragten Frauen hatte sie immer wieder versucht sich auf Männer einzulassen. Dennoch scheiterte dies einfach an den Gefühlen für das weibliche Geschlecht. Auch im Urlaub ließ Franziska nichts unversucht, den „richtigen“ Mann zu finden, obwohl ihr zu diesem Zeitpunkt bereits bewusst war, dass es mit Männern für sie schwierig ist.

Gabi verliebte sich zu Beginn ihrer Pubertät in ein Mädchen. Aber anstatt dieser Liebe weiter nachzugehen, motivierte ihre Schwester sie, sexuelle Erfahrungen mit Burschen zu sammeln. So ließ sich Gabi auf einen Jungen ein. Doch dieses Erlebnis zeigte ihr, dass sie für Männer keine tieferen Gefühle aufbringen konnte. In der Oberstufe verliebte sie sich wieder in ein Mädchen und ein anderes Mädchen verliebte sich in sie. Sie konnte die Gefühle des Mädchens nicht erwidern, was ihr umso mehr leid tat, da sie ja wusste wie es ist wenn die eigenen Gefühle nicht erwidert werden.

Hanna versuchte nicht wie alle anderen zu sein. Aber sie hatte sich auch nicht zurückgezogen. Sie vertritt die Meinung, dass es ein anderes Lebensgefühl ist, nachdem man sich geoutet hat. Hanna realisierte, dass ihr Leben genauso weiter ging wie bisher. Allerdings fühlte sie sich etwas befreiter, weil die meisten Menschen in ihrem Umfeld nun Bescheid wussten und damit Überraschungen vermieden wurden. Hanna erzählt auch von ihrer Kindheit. Sie war von klein an ein eher burschikoses Mädchen und verstand sich schon immer besser mit Männern. Dadurch steht sie bei beiden Geschlechtern in der Mitte, was ihr mitunter das Problem bescherte, dass sie sich für keine Seite entscheiden konnte. Sie kann nicht gleichzeitig in einer Gruppe aus Frauen und Männern sein, weil sie für eine Partei ergreifen möchte und das für sie zu einer schwierigen Situation führen könnte. Hanna sieht diesen Umstand nicht so sehr als Problem, sondern mehr als Vorteil, da sie meint dadurch beide Seiten gut verstehen zu können.

„Ich hab’ auch nie wirklich so Freunde gehabt, bei denen ich gewusst hab’, die verstehen, was ich meine, was ich fühle, meine Interessen. Ich hab’ mich allem ausgeschlossen, weil ich mich dann am sichersten gefühlt hab’.“ Anna

„Es war für mich sehr wichtig, ein sehr bewusstes Coming-Out zu haben, dahingehend, dass ich alle Leute mehr oder weniger versucht hab’, darauf anzusprechen.“ Doris

„Ich hab’ gewusst, es gibt Homosexualität bei Männern. Das hab’ ich irgendwo mitgekriegt. Ich hab’ gedacht, ich bin die Einzige auf der ganzen Welt, die so empfindet und habe mich

als transsexuell empfunden. Ich war fix entschlossen, wenn ich volljährig bin, lass' ich mich umoperieren.“ Erika

„Also, ich hab' mit 14, 15 versucht so wie alle anderen zu sein, mit 16 noch, dann bin ich ein asexuelles Wesen geworden. Nach außen hin, weil es mit Burschen nicht meins war. Ich hab' es anno dazumal probiert, aber das war es auch.“ Franziska

Die nächste Frage sollte klären, ob es dem damaligen sozialen Umfeld durch spezielle Verhaltensweisen oder spezifische Interessen aufgefallen ist, dass die Mädchen bzw. Frauen sich nicht für Burschen interessierten. Im Verlauf der Interviews kam sehr oft zur Sprache, dass schon Interesse an Männern vorhanden war, aber die Gefühle zu Frauen letztendlich stärker waren.

Anna erzählte, sie hatte nur zum Schein einen Freund, den sie alle paar Wochen einmal besuchte. Sie tat es, um die anderen glauben zu lassen, es sei alles in Ordnung. Sie hatte sogar eine langjährige Beziehung, die eigentlich funktioniert hätte, wenn nicht ihre Gefühle für Frauen gewesen wären. Niemandem fiel auf, was sie wirklich fühlte.

Beate interessierte sich schon für Burschen. Mit 15 Jahren hatten die meisten Mädchen in ihrem Umfeld kein Interesse an Jungen. Ein bisschen später fing es an, dass die Mädchen sich mit Burschen einließen. Auch Beate hatte zu dieser Zeit ihren ersten Freund. Trotzdem empfand sie sich selbst nicht als heterosexuell. Es war wichtig, dass man vom anderen beeindruckt war und sich verstand. Dabei spielte das Geschlecht und die sexuelle Orientierung keine Rolle.

Claudia führt es eher auf die Ignoranz ihrer Bekannten und Freunde zurück, dass niemandem auffiel, dass sie sich zu Frauen hingezogen fühlte.

Da Erika schon Interesse für Burschen gezeigt hatte, fiel niemandem auf, dass sie gleichzeitig starke Gefühle für Frauen hatte. Auffallend war aber, dass sie keine ausgeprägten weiblichen Interessen hatte. Sie war anhand ihrer Äußerlichkeiten kein jugenhaftes Mädchen, aber sie spielte lieber mit Buben als mit ihren Puppen. Schon früh interessierte sie sich für politische Themen und wirkte auch aktiv politisch mit. Sie hatte zu keinem Zeitpunkt ihres Lebens den Wunsch zu heiraten oder Kinder zu bekommen. Das Einzige, was für Erika zählte, war einen Beruf auszuüben und Karriere zu machen.

Hannas Mutter sprach sie direkt mit der Frage an, ob sie denn lesbisch sei. Es war ihr sehr wichtig, dass Hanna die Wahrheit sagt. Sie gestand, dass sie für Frauen mehr empfand. Mit 17 Jahren wurde sie von einem Mädchen angesprochen, das sie länger nicht gesehen hatte und auch da bejahte sie, dass sie lesbisch sei.

Doris und Irene wurde diese Frage nie gestellt, da beide viele Jahre seit ihrer Pubertät in heterosexuellen Partnerschaften lebten.

„Na, ich glaub’, die waren alle recht ignorant beziehungsweise hatte ich kein Problem mit Burschen, das war eher umgekehrt.“ Claudia

„Ich bin nie direkt angesprochen worden, ob ich lesbisch bin...meine Familie hat es durch meine Einstellung, dass sie gemerkt haben, dass ich mit Frauen Beziehungen führe, einfach mitbekommen.“ Gabi

„Also, aufgefallen, mit denen ich nicht darüber geredet hab’, denen war das wurscht. Ich war halt, wie ich war. Ist eigentlich in dem Sinn nicht aufgefallen. Nein, würd’ ich jetzt nicht sagen.“ Franziska

„Meine Mutter hat mich gefragt, ob ich lesbisch bin, und ich hab’ gesagt, ja.“ Hanna

Homosexuelle Frauen und Männer stellen eine Randgruppe unserer Gesellschaft dar, da sie gegenwärtig noch immer nicht die gleichen Rechte wie heterosexuelle Menschen haben. Zwar ist es heutzutage einfacher als vor einigen Jahrzehnten homosexuell zu sein, aber von allgemeiner Akzeptanz und Toleranz kann noch nicht gesprochen werden.

Für Anna war es „normal“ Außenseiter zu sein. Sie kannte es von klein auf gar nicht anders und empfand es mitunter sogar als angenehm. Sie wollte nicht dieselben Gefühle wie die anderen haben.

Da Beate sehr stark diese besondere Situation in ihrer damaligen Klasse betonte und es kein Thema war, ob man homosexuell oder heterosexuell war, wurde diese Frage nicht gestellt.

Claudia hat, wie bereits erwähnt, dass sie eher eine Einzelgängerin war, ohne nähere Freundschaften zu Mädchen oder Anschluss an Cliquen.

Doris und Irene waren durch ihr spätes Coming-Out von der Außenseiter-Thematik nicht betroffen.

Erika nahm schon sehr früh die Außenseiterrolle ein, die auch auf das familiäre Umfeld zurückzuführen war. Ihre Mutter war Deutsche, der Vater Österreicher. Sie war aufgrund ihres deutschen Akzents bereits in einer Außenseiterrolle. In ihrem Dorf war sie die erste Frau, die Matura und Studium abgeschlossen hatte. Bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt ist sie die einzige Frau, die vom Dorf wegging und nicht mehr zurückgekehrt ist.

Gabi war immer Außenseiter, aber sie gewöhnte sich an diese Rolle und arrangierte sich ganz gut mit ihrer Situation. Sie beschreibt das Außenseiter-Dasein nicht negativ. Vielmehr

meint sie, dass sie schon als Kind anders war als die anderen Mädchen. Gabi sah sich als anstrengend, rebellisch, bockig, störrisch und kompliziert.

Diese Charaktereigenschaften waren maßgeblich dafür, dass es nicht auffiel, dass sie eine andere Einstellung hatte.

Hanna hatte das Glück, dass unter ihren Mitschülern Homosexualität akzeptiert wurde und der Umgang damit, ganz normal war. Insgesamt gab es an ihrer Schule sieben oder acht Homosexuelle, die sich zu ihren gleichgeschlechtlichen Gefühlen öffentlich bekannten.

„Ich hab’ mich nie irgendwo zugehörig gefühlt, zu keiner Gruppe.“ Franziska

„...überhaupt nicht. Noch dazu, weil ich an einer Schule war, also unser Schulsprecher war schwul.“ Hanna

Eine andere Interviewfrage beschäftigt sich damit, ob es Jungen gab, die sich für die lesbischen Mädchen und Frauen interessiert haben und wie die Frauen selbst darauf reagiert haben. Einige Erzählungen der Frauen zeigen, dass ihnen der Umgang mit Männern leicht fiel, weil keine tieferen Gefühle im Spiel waren und die freundschaftliche Ebene im Vordergrund stand. In einigen Fällen wurde das Interesse der Männer sogar erwidert. Aber nach einiger Zeit wurde den Frauen klar, dass sie sich keine dauerhafte Beziehung mit einem Mann vorstellen können.

Anna war gegenüber Burschen nie schüchtern. Der Umgang mit ihnen fiel ihr nicht schwer. Sie wurde in deren Nähe weder verlegen, noch hatte sie Scheu mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Daher war es auch einfach mit Jungs zu flirten, weil es ihr nichts bedeutete.

Burschen zeigten eher weniger Interesse für Claudia. Sie spielte mit ihnen Fußball und hatte ein kumpelhaftes Verhältnis zu ihnen. Da Claudia viel allein war und auch kein Interesse an Männern zeigte, waren diese von vorn herein abgeschreckt, sich Claudia zu nähern.

Jungs waren an Franziska interessiert und zeigten das mit netten Gesten. Sie wollten auch mit ihr ausgehen. Das war auch in Ordnung für sie. Aber sie wusste, dass sich da nie mehr als Freundschaft entwickeln könnte.

Burschen interessierten sich für Gabi und sie machte ihre ersten sexuellen Erfahrungen mit einem Mann. Nachdem sie erste Eindrücke gesammelt hatte, dachte sie nach einem Jahr, dass es möglicherweise nicht der Richtige war. Sie lernte dann noch einen anderen Burschen kennen aber es war für sie nie „verliebt sein“.

Seitdem Hanna in Wien lebt, geschah es vermehrt, dass sich Männer für sie interessierten. Sie fühlt sich durchaus geschmeichelt, aber sie weiß auch, dass sie deren

Erwartungen nicht erfüllen kann. Sie könnte bei manchen Männern sogar ein Auge zudrücken und mit ihnen schlafen, aber sie würde sich sehr schlecht fühlen.

„Es war leicht mit Burschen zu flirten...es hat mir nichts bedeutet und das war der Grund, weshalb alles so einfach war.“ Anna

„Na, eher weniger. Ich muss sagen, ich hab' Fußball gespielt, als Siebenjährige, Neunjährige. Ich hab' eher immer ein sehr kumpelhaftes Verhältnis gehabt.“ Claudia

„Ja, klar haben sie Interesse gezeigt, auch. Gemeinsam wollten sie mit mir weggehen, was auch okay war, miteinander weg zu gehen, aber sicher nicht mehr.“ Franziska

Meist haben die befragten Frauen unangenehme Erfahrungen mit ihrem sozialen Umfeld gemacht. Einerseits gab es unangenehme Erfahrungen aufgrund des äußerlichen Erscheinungsbilds oder als negative Reaktionen auf das Lesbischsein, das von einer Frau als sehr unangenehm empfunden wurde.

Die unangenehmen Dinge, die Anna in ihrer Volksschulzeit erlebte, fügte sie sich nach eigenen Angaben selbst zu. Sie trug ihre Haare kurz oder scherte sie ganz ab und wurde daher leicht für einen Jungen gehalten. Die Schwierigkeiten ergaben sich auf den Damentoiletten, da die anderen Frauen meinten, sie müsse auf die andere Toilette. In ihrer Pubertät versuchte Anna mehrmals mit anderen Frauen oder Freundinnen über ihre Gefühle zu Frauen zu sprechen. Sie blieb erfolglos, es gab sofort einen Themenwechsel, weil niemanden Annas Gefühle interessierten und keiner über dieses Thema sprechen wollte.

Franziskas negative Erfahrungen beschränken sich eigentlich auf zwei Personen. Die Freundschaft zu einer Frau ging auseinander, was aber vermutlich nicht auf ihr Lesbischsein zurückzuführen ist. Außerdem gibt es einen Onkel, der aufgrund ihrer sexuellen Orientierung nichts mehr mit ihr spricht.

Als Gabis Eltern erfuhren, dass sie lesbisch ist, reagierten beide Elternteile sehr abweisend. Damals war die Reaktion ihrer Eltern eine unangenehme Erfahrung für Gabi.

„Das fand ich eigentlich immer negativ, dass ich sehr gerne Gefühle gezeigt hätte, es aber immer unerwünscht war.“ Anna

„Mein Vater hat sich darüber eigentlich nie geäußert, jetzt richtig...obwohl er es gewusst hat. Meine Mutter hat eben so eine ganz kräftige Aussage gesagt. Sie nimmt es zur Kenntnis, aber akzeptieren kann sie es nicht.“ Gabi

„Ab und zu wünsche ich mir, dass ich hetero bin, aber nur weil es viel schwieriger ist, Frauen kennen zu lernen. Das ist der einzige Grund.“ Hanna

5.3. Erste Gespräche

Dieser Abschnitt behandelt den Moment, wann die Frauen sich zum ersten Mal einer anderen Person anvertraut haben. Die Antworten sind recht unterschiedlich ausgefallen. Es gab vier Frauen, die es niemandem erzählt haben, weil die anderen Menschen in ihrem Umfeld es im Laufe der Zeit mitbekommen haben. Die Gründe, warum die Frauen nicht darüber gesprochen haben, werden im Folgenden erläutert. Die anderen fünf Frauen haben es einer Person ihres Vertrauens erzählt. Das Bedürfnis sich mitzuteilen, ist auch vom sozialen Umfeld der Frauen abhängig. Eltern, Freunde, Bekannte, Verwandte und Arbeitsumfeld beeinflussen das Verhalten der Frau, wem sie sich zuerst anvertraut, wann sie sich anvertraut und ob sie sich überhaupt anvertraut.

Anna verliebte sich zum ersten Mal mit 18 in eine Frau, obwohl sie schon seit zwei Jahren in einer Beziehung mit einem Mann lebte. Sie wünschte sich die ganze Zeit bei ihr zu sein und es entwickelten sich nach einigen Treffen auch Gefühle von ihrer Seite. Anna gestand dem Mädchen ihre Liebe und obwohl diese erwidert wurde, schafften die beiden es nicht eine Beziehung zu führen. Daraufhin war Anna monatelang am Boden zerstört und vertraute sich ihrem Jiu Jitsu Trainer an, der längst bemerkt hatte, dass Anna etwas Ernsthaftes bedrückt. Er glaubte, es sei eine schreckliche medizinische Diagnose, die Anna auf dem Herzen lag. Sein Verdacht lag bei Krebs oder Aids, aber es ging darum, dass Anna einfach „nur“ lesbisch war.

Beate hatte nie das Bedürfnis, sich anderen Menschen in ihrer Sexualität anzuvertrauen. In ihrem Freundes- und Bekanntenkreis wurde sehr offen über alle Themen rund um Liebe und Sexualität gesprochen. Wie sie schon vorher mehrmals betonte, war es eine besondere Situation. Es war eine größere Gruppe von Leuten, die sich alle gegenseitig interessant und anziehend fanden. Beate hatte nie das Gefühl, dass sie gegenüber anderen ihre Homosexualität rechtfertigen musste.

Claudia verheimlichte lange Zeit ihre Gefühle, sprach mit niemandem darüber, lebte aber ihre Bedürfnisse und Sehnsüchte aus. Das war rückblickend gesehen eine schwierige Zeit. Sie wuchs am Land auf. Damals wurde in den Medien kaum über Homosexualität berichtet. So gab es für Claudia viel Handlungsbedarf um ihre eigene Sexualität besser

kennen zu lernen. Nach und nach bekamen die anderen das einfach mit, aber darüber gesprochen wurde lange nicht.

Doris erzählte ihrem damaligen Mitbewohner und Gelegenheitsfreund von einem Abend, den sie mit einer Frau verbracht hatte. Im Nachhinein beschreibt sie es als „irrtümliches Coming-Out“, da ihr eigentlich im Erzählen noch gar nicht bewusst war, dass sie lesbisch ist. Sie erzählte ihrem Freund von diesem netten Abend, dass sie so lange geplaudert hatten und irgendwann fragte er nach der Augenfarbe der Frau. Von ihrer Augenfarbe hatte Doris keine Ahnung, aber sie wusste, dass sie wunderschöne Brüste hatte. Nach großem Gelächter ihres Freundes wurde Doris bewusst, welche Bedeutung eigentlich ihre Worte hatten. Nachdem sie die Frau öfter getroffen hatte, bemerkte sie, dass sie klassisch verliebt war.

Erika hat sich niemandem anvertraut. Sie war 20 Jahre alt, als sie das erste Mal auf das Wort lesbisch in Simone de Beauvoirs Essay „Das andere Geschlecht“ aufmerksam wurde. Von diesem Zeitpunkt an wusste sie, dass sie nur eine Möglichkeit hatte herauszufinden ob sie lesbisch ist: Mit einer anderen Frau ins Bett zu gehen.

Franziska weiß nicht mehr genau, mit wem sie zuerst darüber gesprochen hat. Ihre Erinnerung ist, dass es Schritt für Schritt erfolgte: Sie fand Frauen interessant und sie konnte es sich mit Frauen vorstellen. Ihren Eltern erzählte sie es mit 18 Jahren, damit wussten die wichtigsten Bezugspersonen in ihrem Leben Bescheid.

Gabis Schwester erfuhr als Erste, dass sie lesbisch ist. Die beiden hatten immer ein freundschaftliches Verhältnis zueinander und wussten eigentlich alles voneinander. Ihre Schwester konnte problemlos damit umgehen, ihr Bruder hingegen fühlte sich ein bisschen vor den Kopf gestoßen. Ihrem Freundes- und Bekanntenkreis musste sie darüber nicht berichten, die hatten es im Laufe der Zeit mitbekommen.

Hanna war 16 Jahre alt und sie war einen Monat lang mit ihrer ersten Freundin zusammen. Sie begann, ihren Freunden und Bekannten davon zu erzählen, weiß aber nicht mehr genau, wem sie sich als erstes anvertraut hat.

Irene hat ihre Homosexualität ganz offen ausgelebt. Ihre Kinder bekamen das mit und auch in ihrem weiteren sozialen Umfeld hatte sie nie das Gefühl, es extra jemanden erzählen zu müssen. Ihre Mutter war die Erste, der sie es explizit erzählt hatte, da diese nicht in Österreich lebt und die beiden viel telefonieren.

„Ich konnte nichts machen, ich konnte nicht trainieren, gar nichts, ich wollte eigentlich nur noch sterben. Für mich war es total schrecklich, und ich hab’ ihm [dem Trainer] das erzählt.“ Anna

„Ich würd’ nicht sagen, dass ich irgendjemanden hätte sagen müssen „ich bin anders“ oder „ich bin lesbisch“ oder „ich interessiere mich für Frauen“. Das war relativ selbstverständlich.“ Beate

„Erzählt hab’ ich es lange niemandem, weil ich es einfach getan hab“ Claudia

„Dann hab’ ich angefangen mehr oder weniger allen Freundinnen und Freunden oder vielen engen Freundinnen und Freunden zu erzählen, dass ich in eine Frau verliebt bin.“ Doris

Die nächste Frage soll aufzeigen, warum die lesbische Frau sich gerade dieser Person anvertraut hat und nicht einer anderen.

Anna vertraute sich ihrem Trainer an, weil sie bemerkt hatte, dass er der erste Mensch war, der ihr Verständnis entgegenbrachte. Diese erste positive Erfahrung mit ihrem Trainer war für Annas weitere Entwicklung von entscheidender Bedeutung. Mit seiner Unterstützung und seinem positiven Verhalten fiel es Anna nach und nach leichter, sich bei anderen ihr nahe stehenden Personen zu öffnen.

Gabi erzählte es ihrer Schwester, weil sie bis zum heutigen Tag die einzige Person ist, der sie hundertprozentig vertrauen kann. Ihre Eltern zählte Gabi nie zu ihren Vertrauens- und Bezugspersonen. Sie waren nie bereit, ihre Lebensweise zu akzeptieren. Da Gabi auch nie besonderen Wert darauf legte, Freundschaften zu pflegen, war ihre Schwester ihre erste Ansprechperson.

Hanna weiß nicht mehr, welcher Freundin sie sich zuerst anvertraut hat. Sie denkt, dass es ihre beste Freundin war, weil sie von ihr noch nie im Stich gelassen wurde.

Die anderen Frauen haben es niemandem erzählt. Es war durch ihre Lebensweise einfach offensichtlich oder es war für sie nicht erforderlich, explizit zu sagen, dass sie lesbisch sind.

„Er hat mich unterstützt. Er war der erste Mensch, der das verstanden hat, der das nicht irgendwie schlecht bezeichnet hat.“ Anna

„Meine Schwester ist bis zum heutigen Tag die hundertprozentige Vertrauensperson in meinem Leben, meine Eltern weniger. Freunde und Freundinnen: das pflege ich in dem Sinn nicht so, also ich hab’ mehr so Zeitgenossen.“ Gabi

„Einfach eine ganz normale Person, auf die man sich verlassen kann ...“ Hanna

Im Falle der interviewten Frauen reagierten die Menschen, denen sich die Frauen anvertrauten, ausnahmslos positiv. Die positiven Reaktionen der Menschen waren maßgeblich für die weitere Entwicklung der lesbischen Frauen.

Annas Schwester wunderte sich, da sie sich an die Situation in der Volksschule erinnern konnte und damals niemand den Verdacht hatte, dass Anna lesbisch sein könnte. Ihre Reaktion war gänzlich positiv und sie konnte sich sehr gut vorstellen, dass Anna mit einer Frau eine Beziehung haben könnte. Über so viel Ermunterung und positiver Resonanz war Anna überaus glücklich. Als immer mehr Menschen in Annas sozialem Umfeld davon erfuhren, konnte sie feststellen, dass die Menschen, von denen sie es am wenigsten erwartet hatte am verständnisvollsten reagierten. Die Menschen von denen Anna am meisten Verständnis und Toleranz erwartet hatte, reagierten seltsam auf ihr Lesbischsein. Sie begründeten ihre Reaktion damit, dass sie Anna schon so lange kennen würden und sich das nie gedacht hätten.

Gabi empfand es äußerst angenehm, dass sie sich im privaten Bereich nicht mehr zurücknehmen musste. Sie musste nicht mehr aufpassen und sich nicht mehr gegenüber anderen Menschen rechtfertigen.

Hanna meint, dass ihre beste Freundin anfangs schon perplex war, aber das hatte sich relativ schnell gelegt. Ihre anderen Freunde und Freundinnen haben alle gut auf ihr Coming-Out reagiert. Anfangs waren sie doch erstaunt und überrascht, weil Hanna sie einfach damit konfrontierte, aber im Nachhinein hat ihr gesamtes Umfeld darauf positiv reagiert.

„Wenn ich jetzt jemandem irgendwie sagen würde, dass ich lesbisch bin, und er würde damit nicht umgehen können, ich würd' das einfach nur noch lächerlich finden.“ Anna

„Es war dann irgendwie angenehm, dass man das nicht umschreiben muss, so wie es im Berufsleben ist, wo du bis zu einem gewissen Grad ein Doppelleben führst...Das ist schon angenehm.“ Gabi

5.4. Erste sexuelle Beziehungen zu Frauen

In diesem Kapitel sind die ersten sexuellen Beziehungen zu anderen Frauen relevant: Wann hatten die Mädchen/ Frauen ihre ersten sexuellen Kontakte und waren sie sich zum Zeitpunkt des ersten Geschlechtsverkehrs bereits sicher, dass sie lesbisch sind?

Durch die Interviews wird klar, dass die Mädchen vor ihren ersten sexuellen Erfahrungen eher unsicher sind. Sie wissen nicht genau, was mit ihnen passiert und können nicht genau zuordnen, ob sie nun lesbisch oder bisexuell sind. Gewissheit bekommen viele

junge Mädchen und Frauen erst, wenn sie zum ersten Mal mit einer anderen Frau schlafen.

Ihre erste sexuelle Erfahrung hatte Anna mit dem Mädchen, die der entscheidende Anlass für ihr Coming-Out war. Nach dem ersten Erlebnis war sich Anna nicht sicher ob sie nun lesbisch oder bisexuell sei. Sie versuchte es für sich selbst herauszufinden. So fing sie an, mit vielen Frauen zu flirten, sogar mit jenen, die eine Beziehung hatten. Sie ließ sich sogar auf Dreierbeziehungen ein. Nach einiger Zeit bemerkte Anna, dass sie eine Freundin für sich haben wollte, eine richtige Beziehung eben. Rückblickend beschreibt sie die ersten Erfahrungen mit Frauen als „eigenartig“. Die Frauen, mit denen sie zu tun hatte, waren nur auf Spaß aus und waren an einer ernsthaften Beziehung nicht interessiert.

Für Beate stellte sich in der Interviewsituation die Frage, wie sich denn sexuelle Beziehungen definieren. Sie wusste nicht, ob sexuelle Beziehungen beim Küssen beginnen oder erst dann, wenn man vor dem Geschlechtsakt steht. Anfänglich hatte sie Beziehungen zu Männern. Erwähnenswert ist, dass sie vier Jahre in einer Dreierbeziehung mit zwei Männern war. Nach dieser Zeit hatte sie emotionale und sexuelle Erlebnisse mit Männern und Frauen. Erst nach einer Weile hatte sie ausschließlich monogame Beziehungen zu Frauen.

Claudia hatte ihr erstes sexuelles Erlebnis mit 17 Jahren. Für sie war das gesamte Coming-Out ein fließender Prozess. Es war auf keinen Fall ein „totales Aha-Erlebnis“. Sie begründet es damit, dass ihr erst im Nachhinein bewusst wurde, in welche Frau sie vorher schon verliebt war. In Claudias Lebensumfeld war Homosexualität so wenig präsent, dass sie nicht in Erwägung zog, lesbisch sein zu können. So war ihre ganze Entwicklung ein fließender Übergang, der sich über zwei Jahre gezogen hatte.

Als Doris realisierte, dass sie in eine Frau verliebt war, dauerte es noch ein Jahr bis sie ihre erste sexuelle Beziehung mit einer Frau hatte.

Erika hatte im Alter von 21 Jahren ihre ersten sexuellen Erfahrungen mit Frauen. Damals war sie sich noch nicht sicher, ob sie tatsächlich lesbisch sei und empfand diese Zeit als reine Experimentierphase. Sie hielt sich zu jener Zeit für bisexuell, da sie vorher auch sexuelle Beziehungen zu Männern gehabt hatte.

Franziska wurde mit 18 Jahren zum ersten Mal mit einer Frau intim. Bereits zum damaligen Zeitpunkt konnte sie sich gut vorstellen, dass sie ausschließlich Beziehungen mit Frauen haben wird. Dennoch gab es kleine Zweifel und Unsicherheiten, die Franziska in dieser Situation beschäftigten. Sie ließ sich von den Vorurteilen der Gesellschaft beeinflussen und stellte sich mehr als einmal der Überlegung, ob sie einfach noch nicht den Richtigen erwischt hat.

Gabis erster sexueller Kontakt war mit 20 Jahren. Nachdem sie mit 19 von zu Hause ausgezogen war, nahm sie sich ein Jahr Zeit um darüber nachzudenken, was mit ihr passiert.

Ihre Eltern waren ziemlich streng, auch was das Fortgehen betraf. Damals hatte Gabi keine Möglichkeit, auszubrechen oder ihre Bedürfnisse auszuleben.

Erste sexuelle Erfahrungen machte Hanna mit ihrer ersten Freundin im Alter von 16. Bis zum Zeitpunkt der ersten sexuellen Erlebnisse war sie sich ihrer sexuellen Orientierung nicht sicher. Endgültige Gewissheit bekam sie nach ihrem ersten Mal, weil sie zum ersten Mal das Gefühl hatte, dass es richtig gewesen ist.

Nachdem Irene mit ihrem Ehemann getrennte Wege gegangen war, lernte sie eine Frau kennen, mit der sie ihre erste sexuelle und emotionale Beziehung hatte und mit der sie zum Zeitpunkt des Interviews noch immer zusammen war. Erst in der Interviewsituation stellte sich heraus, dass Irene nicht lesbisch, sondern bisexuell ist. Aufgrund der aussagekräftigen Argumente und ihrer Entwicklung hin zur Homosexualität, wurde ihr Interview trotzdem in die Auswertung miteinbezogen.

„Nach und nach war ich mir nicht sicher: Bin ich jetzt wirklich lesbisch oder bin ich jetzt bi und dann hab’ ich es mal ausprobiert.“ Anna

„Zwischen 20 und 21, also jetzt sexuell direkt; küssen schon vorher, aber der sexuelle Kontakt war mit 20.“ Gabi

„Ich hab’ eben irgendwie nicht das ganz 100%-ige, dass ich jetzt sagen kann, ich bin lesbisch. Das glaube ich nicht, eher bisexuell.“ Irene

Dieser Teilabschnitt behandelt die Frage, ob das erste sexuelle Erlebnis einen Einfluss auf die sexuelle Identität gehabt hat. Wie bereits in 5.4 erwähnt, sind Frauen vor ersten Erfahrungen eher unsicher. Es stellte sich heraus, dass einige Frauen dadurch die Bestätigung erhielten, dass sie lesbisch sind. Diese Sicherheit zu bekommen, war sehr wichtig für die weitere positive Entwicklung ihrer Sexualität und somit auch ihrer sexuellen Identität.

Der Einfluss auf Doris weitere sexuelle Identität war insofern gegeben, da sie letztendlich die Bestätigung hatte, wirklich lesbisch zu sein. Diese Gewissheit war wichtig für die weitere Entwicklung ihrer sexuellen Identität.

Erika wusste zum damaligen Zeitpunkt, dass ihr Interesse nicht ausschließlich den Männern galt. Vielmehr spricht sie von einem „Das bin ich“ - Gefühl, das im Zusammenhang zur sexuellen Identität in ihr Bewusstsein trat.

Franziska gefiel das Lesbischsein und ihr war klar, dass sie diesen Weg gehen möchte. Sie bezog das nicht nur auf ihre sexuelle Identität, sondern auch auf ihre Homosexualität. Für Gabis weitere Entwicklung bedeutete es, dass sie es als schön und absolut angenehm empfand.

Bei Hanna entwickelte sich längerfristig folgendes Problem: Wenn sie mit einer Frau eine längere Beziehung hatte, empfand sie nach zwei oder drei Monaten kein sexuelles Verlangen mehr. So hatte sie bisher auch keine Beziehungen von längerer Dauer. Sie beschreibt es als psychischen Schaden, den sie zur Zeit hat. Sie ist der Überzeugung, dass sie bestimmt wieder auf ihren „normalen Level“ zurückkommen wird.

„Jetzt hab ich auch den Beweis, ich bin's. Ich bin lesbisch und einfach sicher, dass ich das weiterverfolgen werde.“ Franziska

„Trotzdem weiß ich noch, dass ich lesbisch bin, aber irgendetwas stimmt nicht.“ Hanna

5.5. Akt der Befreiung oder Schuldgefühle?

Schuldgefühle nach dem ersten sexuellen Erlebnis empfand nur Erika. Es ist bestimmt auch auf den zeitlichen historischen Kontext zurückzuführen, in dem sie aufgewachsen ist. Das erste sexuelle Erlebnis kann natürlich auch andere Gefühle hervorrufen: Eine Frau wurde sich dadurch sicher, dass sie lesbisch ist. Eine andere Frau entwickelte ambivalente Gefühle: Einerseits Freude, weil endlich alles passt, andererseits Angst vor den Reaktionen der anderen Menschen.

Doris empfand weder Befreiung noch Schuldgefühle. Es war einfach sehr wichtig für sie, weil sie dadurch die Bestätigung bekam, dass sie das wirklich will.

Erika plagten viele Schuldgefühle und der Grund dafür war im zeitlichen Kontext (1974, Anfänge der neuen Frauenbewegung) zu finden. Sie hatte auch nicht die Möglichkeit, sich mit anderen lesbischen Frauen auszutauschen, weil sie keine lesbischen Bekannte hatte.

Franziska empfand keine Schuldgefühle. Doch sie beschreibt, dass zwei konträre Seiten in ihr waren, was ihre Situation erschwerte. Die eine Seite sagte ihr, dass endlich alles passt. Die andere Seite brachte ihre Ängste und Befürchtungen auf: *Wen enttäusche ich damit? Wie sage ich es meinen Eltern? Ist es wirklich richtig?*

„Ich habe mich für krank gehalten, ich hätte zum damaligen Zeitpunkt alles gemacht, um nicht lesbisch zu sein.“ Erika

„Da sind so zwei Teile, relativ lang, in mir drinnen gewesen, die es nicht einfacher gemacht haben, auf der einen Seite war es sicher so ein: Ja, das ist es!“ Franziska

„Nein, der erste Kontakt war sehr angenehm und nett und irgendwie ein bisschen chaotisch, aber weder Reue, noch sonst irgendetwas, ich wollte ja das.“ Gabi

„Es war eher ein Akt der Befreiung, ein Schuldgefühl ist da nicht gekommen.“ Hanna

5.6. Coming-Out in der Familie und die Reaktionen

Annas Schwester erfuhr als Erste der Familie, dass Anna lesbisch ist. Ihrer Mutter sagte sie erst Bescheid, als bereits alle anderen davon wussten. Eigentlich hatte Anna nicht geplant, es ihr zu erzählen, es geschah vielmehr spontan. Sie war zu Besuch bei ihrer Mutter und die beiden sahen eine Talkshow im Fernsehen mit einem lesbischen Pärchen, wobei eine der zwei in einem Kloster nur von Frauen aufgezogen worden ist. Annas Mutter fand es nicht verwunderlich, dass diese Frau lesbisch war. Anna sah darin einen Anknüpfungspunkt und outete sich gegenüber ihrer Mutter. Daraufhin meinte sie, dass sie es eh' schon gewusst hatte. Aber Anna merkte, dass ihre Mutter schon verblüfft war. Ihrem Bruder sagte sie es nicht direkt, er bekam es sowieso im Laufe der Zeit einfach mit.

Beates Mutter und all ihre anderen Verwandten wussten immer Bescheid, mit wem sie gerade eine Beziehung hatte. Natürlich gab es dabei auch unterschiedliche Wertigkeiten. Wenn sie auf einer Party jemand bestimmten „nur“ spannend gefunden hatte, erzählte sie das nicht gleich ihrer Mutter. Aber diese wusste meist Bescheid, in wen Beate gerade verliebt war.

Claudia erzählte niemanden von ihren Gefühlen zu Frauen. Es kam heraus, als sie mit 19 auf Maturareise war. Sie schrieb ihrer damaligen Freundin von der Maturareise einen Brief, der eine Mischung aus Maturareisen-Report und Liebesbrief war. Die Mutter ihrer Freundin las den Brief und informierte Claudias Eltern darüber. So erfuhr es auf einen Schlag die gesamte Familie.

Doris erzählte es ihrer Mutter und Schwester fast zum selben Zeitpunkt. Ihrem Vater konnte sie es nicht mehr sagen, da dieser bereits verstorben war.

Erikas Eltern erfuhren es nicht von ihr selbst, sondern von der damaligen Mitbewohnerin ihrer Wohngemeinschaft. Als die mitbekam, dass Erika sich für Frauen mehr interessiert, rief sie deren Eltern an und erzählte ihnen was Erika so „treibt“. Ihre Eltern reagierten nicht sehr erfreut auf die Nachricht der Mitbewohnerin. Bis heute hat Erika ein schlechtes Verhältnis zu ihnen, sie benennt es als „fast nicht“ Beziehung. Grundsätzlich erzählt sie ihrer Familie nichts über ihr Privatleben. Sie wissen nicht einmal was sie beruflich macht.

Franziskas Bruder erfuhr als erster, dass sie lesbisch ist. Es war aber mehr ein Zufall, dass er es herausfand, denn Franziska hatte zu diesem Zeitpunkt nicht vor, ihm davon zu erzählen. Ihr Bruder fand eine lose Seite ihres Tagebuches, die sie vergessen hatte. Natürlich hatte er nichts Besseres zu tun als sie zu lesen und erfuhr dadurch was mit

Franziska los war. Daraufhin sprach er Franziska an und sie schilderte ihm die Situation. Als sie später ihre erste Freundin hatte, erzählte sie es ihren Eltern. Nach und nach erfuhren Franziskas Freundinnen davon und später kam der Verwandten- und Bekanntenkreis dazu.

Gabi hatte es nie einer Person direkt mitgeteilt, dass sie Frauen liebt. Es geschah eher schleichend. Als erste wusste ihre Schwester Bescheid. Darauf erfuhr es ihr Bruder, der ja zum damaligen Zeitpunkt mit ihr zusammenwohnte. Die Eltern bekamen es im Laufe der Zeit einfach mit.

Hannas Mutter sprach sie direkt darauf an, und sie bejahte die Frage. Damit war das Thema für beide erledigt. Hannas Vater sprach sie einmal zu dieser Angelegenheit an, mit der Meinung, dass ihre Homosexualität bestimmt nicht von Dauer ist.

Irene kann sich nicht mehr genau erinnern, wer zuerst erfuhr, dass sie mit einer Frau zusammen ist. Wahrscheinlich war es ihre Mutter, weil sie mit ihr täglich telefoniert. Zu ihrem Bruder hat Irene selten Kontakt. Irene äußerte sich nie zu ihrer Freundin, obwohl er sie mehrmals zusammen gesehen hatte. Ihre Mutter erzählte ihm, dass die beiden zusammenleben und so empfand sie es als nicht notwendig, es noch einmal explizit anzusprechen.

„Aber dadurch, dass ich das bei mir nie als so klar abgegrenzte Identität empfunden hab’, war das nicht so, dass ich irgendwann gesagt hätte: Oh, ich bin lesbisch. Deswegen ist es schwierig so darüber zu reden, weil ich es auch ganz anders empfunden hab’.“ Beate

„Ich habe keine Geschwister. Meine Eltern, mein Vater ist mittlerweile gestorben. Meine Eltern haben es sofort erfahren, nicht von mir, und es war der Teufel los.“ Erika

„Dann eben, wie ich meine erste Freundin gehabt hab’, hab’ ich’s dann meinen Eltern gesagt, zu zweit.“ Franziska

„In dem Sinn, hab’ ich jetzt niemanden direkt angerufen und gesagt: Hallo, ich wollt euch nur sagen, dass ich lesbisch bin.“ Gabi

„Mein Vater glaubt halt, ich wird’ wieder hetero, aber ich hab’ ihm eh schon gesagt, da muss ich ihn enttäuschen.“ Hanna

„Meine Mutter ist meine Vertrauensperson, mit der ich über alles spreche. Möglich, dass sie es war.“ Irene

Im Folgenden wird die Reaktion der nahen Verwandten besprochen und ob sich deren Einstellung im Laufe der Zeit verändert hat.

Beates Mutter hatte schon eine Ahnung, dass ihre Tochter speziell Frauen anziehend findet. Für sie war es nachvollziehbar, dass man sich in eine Frau verlieben kann, wenn man eine Frau ist.

Die zwei Schwestern und der Bruder von Claudia hatten keine Ahnung was in ihr vorging und welche Gefühle sie für Frauen entwickelt hatte. Claudia ist der Überzeugung, dass sie es hätten merken können, wenn sie ihre eigene Wahrnehmung ein bisschen geschärft hätten oder dafür offen gewesen wären. Während ihre Schwester sie sehr verteidigte, reagierten Claudias Eltern verständnislos. Ihr Vater ist sehr konservativ und für ihn war es einfach unvorstellbar lesbisch zu sein. Claudias Mutter äußerte Befürchtungen, wie Lesben eigentlich leben. Es dauerte viele Jahre, bis Claudias Eltern akzeptieren konnten, dass ihre Tochter lesbisch ist.

Doris Schwester hatte überhaupt kein Problem damit, als sie erfuhr, dass Doris lesbisch ist. Vielmehr reagierte sie mit einem Kommentar, den Doris sehr lustig fand: „Na, also ich bin nicht lesbisch“. Das war eigentlich die einzige Reaktion ihrer Schwester, wobei man vielleicht erwähnen sollte, dass die Schwester damals 16 war und sich in einem Alter befand, in der die Themen Sexualität und Verliebtheit gerade sehr aktuell waren. Die Mutter von Doris hatte mit dem Lesbischsein ihrer Tochter mehr zu kämpfen. Sie hatte sofort den Druck, sich damit zu rechtfertigen, dass sie es toleriert und es auch kein Problem für sie darstellt. Doris wusste, dass es politisch betrachtet kein Problem war, vielmehr entwickelte sich da ein ganz anderes Problem für ihre Mutter. Sie hatte das Gefühl, dass sie es keinem ihrer Freunde und Freundinnen erzählen kann, da ihr Freundeskreis eher konservativ war. Außerdem hatte sie die Sorge, dass die meisten „homophob“ reagieren könnten. Daher fing sie an, weniger über ihre Tochter zu erzählen und wenn sie gefragt wurde, erfand sie irgendwelche Ausreden. Diese Situation belastete Doris' Mutter sehr stark. Als sie jedoch anfang, einer Freundin davon zu erzählen, und in langsamen Schritten immer mehr Freunde Bescheid wussten, entspannte sich allmählich die Situation zwischen Doris und ihrer Mutter.

Franziskas Eltern reagierten nicht sehr glücklich auf die Nachricht, dass ihre Tochter lesbisch ist. Beide Elternteile gingen damit auf unterschiedliche Weise um. Franziskas Mutter sprach mit ihr lange Zeit nur das Nötigste. Die Mutter musste lernen, damit zurecht zu kommen. Der Vater hatte anfänglich keine Probleme und akzeptierte Franziskas Lebensweise. Unerwartet bekam er auf einmal ein Problem mit Franziskas sexueller Orientierung. Allmählich begann Franziskas Mutter zu akzeptieren, dass ihre Tochter Frauen liebt. Nach vielen Gesprächen und gemeinsamen Unternehmungen verbesserte sich die Gesamtsituation in der Familie.

Inzwischen akzeptieren Franziskas Eltern ihre sexuelle Orientierung und es ist ganz normal und selbstverständlich, dass Franziska mit ihrer Freundin zu den Eltern nach Hause kommt. Es werden keine Unterschiede zwischen Franziskas Beziehungen und den Beziehungen ihres Bruders gemacht.

Eigentlich reagierten die Menschen in Gabis näherem Umfeld neutral bis positiv auf ihre Homosexualität. Ihre Eltern und der Bruder waren die Einzigen, die sich mit Gabis Coming-Out schwer taten. Ihre Einstellung dazu änderte sich nicht im Laufe der Zeit. Das einzig positive war, dass ihre Eltern nicht einverstanden waren, wenn sie in einer Beziehung war, in der es ihr nicht gut ging.

Nachdem Hannas Mutter von ihr erfahren hatte, dass sie lesbisch ist, sprach die Mutter erst einmal zwei Wochen nichts mit ihr. Hanna fühlte sich dadurch etwas überrumpelt und wollte von ihrer Mutter wissen was sie nun denkt. Die Mutter konnte darauf nichts erwidern, da sie erst einmal Zeit brauchte, um über Hannas Geständnis nachzudenken. Damals war Hanna sehr aufgebracht über die Reaktion ihrer Mutter.

Die Einstellung ihrer Eltern hat sich dahingehend verändert, dass Hanna ihre Bekanntschaften oder Freundinnen mit nach Hause nehmen darf, ohne dass es Ärger gibt. Sie beachten auch Hannas Privatsphäre und betreten nicht ohne Klopfen ihr Zimmer.

Seitdem Irene mit ihrer Freundin zusammen ist, hat sie noch keine negativen Reaktionen oder unangenehme Erlebnisse gehabt. Ihre Mutter hatte sowieso von Anfang an nichts dagegen und ihrem Bruder hat sie nie direkt erzählt, dass sie lesbisch ist. Die meisten Menschen in ihrem sozialen Umfeld sind der Ansicht, dass es ihre eigene Angelegenheit sei, mit wem sie eine Beziehung hat.

„Dann hat meine Mutter gesagt: Wenn mein Leben anders verlaufen wäre, dann hätte ich mir das auch für mich vorstellen können.“ Beate

„...Beschimpfungen, dass es pervers ist und das man das abstellen muss, und meine Mutter hatte eher so Befürchtungen, dass ich immer allein sein werde und der Lebenswandel gefährlich ist.“ Claudia

„Was für meine Mutter sehr schwierig war, dass sie mit ihrem eigenen Coming-Out nicht zurechtgekommen ist.“ Doris

„...unterschiedlich, also nicht sehr glücklich. Meine Mutter hat relativ lang mit mir recht wenig geredet, nur das Nötigste. Mein Vater hat anfänglich gesagt: ja, das ist kein Problem, er kann damit gut.“ Franziska

„Bis auf die Eltern und der Bruder...eigentlich eh' alle positiv oder neutral, kann man sagen. Nach dem Motto, mach was du willst.“ Gabi

„Die Leute, die ich mit dem konfrontiert habe, haben nie ein Problem daraus gemacht, oder irgendwie dazu negativ reagiert, die haben es akzeptiert.“ Irene

Die Reaktion der Verwandten hat auch das Verhältnis zwischen ihnen verändert.

Das Verhältnis von Anna und ihrer Familie entwickelte sich nur ins Positive seitdem sie sich geoutet hatte. Anna führt es darauf zurück, dass sie einfach im Laufe ihrer Entwicklung an Sicherheit gewonnen hatte und sich wieder in ihre Familie reintegriert hatte.

Als sie für sich selbst noch nicht abgeklärt hatte, was mit ihr geschieht, zog sie sich von ihrer Familie zurück und konnte ihr Leben nicht nach ihren Wünschen gestalten.

Nachdem Claudias Eltern erfuhren, dass sie lesbisch ist, war die Situation in der Familie sehr angespannt und schwierig. In dieser Zeit zog Claudia, die am Land aufgewachsen war, nach Wien. Im Nachhinein ist sie sehr froh, dass diese schwierige Phase nach der Matura war und nicht während ihrer Schulzeit. Die damalige Zeit war für sie geprägt von Verdächtigungen und Beschimpfungen. Es mussten viele Jahre vergehen, bis Claudias Eltern akzeptieren konnten, dass ihre Tochter homosexuell ist.

In Gabis Familie ist es mittlerweile kein Thema mehr. Ihre Eltern und ihre Geschwister wissen, dass sie mit Frauen zusammen ist und haben es so angenommen. Ihre Reaktion hat das Verhältnis zu ihnen nicht verändert, denn Gabi wurde unabhängig von ihrer Orientierung als Person wahrgenommen.

„Im Moment ist es ganz anders, weil ich mein Leben jetzt eigentlich liebe, und das merkt meine Familie genauso.“ Anna

„Zum einen hat es eine Zeit des Schweigens gegeben, und dann so eine langsame Annäherung zu einem Stadium, wo es okay ist.“ Claudia

„...sehr zum Positiven. Wir sind uns auf jeden Fall näher gekommen.“ Franziska

„Das zum Beispiel die Reaktionen schon auf mich irgendwie abgefärbt haben, war klar. Aber das war nur am Anfang, weil jeder das irgendwie anders aufnimmt, ich es auch anders aufnehme.“ Gabi

„Im Endeffekt ist es besser geworden, aber ich glaub' es hat nichts damit zu tun, sondern es hat eher was damit zu tun, dass ich auch älter geworden bin.“ Hanna

5.7. Erfahrungen im weiteren sozialen Umfeld

Seit dem Moment, als Anna sich zum ersten Mal selbst gesagt hatte, dass sie lesbisch ist, verlief alles nur noch schön für sie. Sie weiß jetzt im Nachhinein nicht mehr, warum es für sie lange Zeit so ein großes Problem darstellte sich zu outen. Anna hätte sich, nach ihrer Einschätzung, die Situation schon viel früher erleichtern können, wenn sie gleich gesagt hätte was mit ihr los ist. In vielen Alltagssituationen war es gar nicht notwendig, die Situation zu erklären. Die Menschen in ihrem Umfeld merkten es einfach, wenn sie mit ihrer Freundin gemeinsam unterwegs war.

Beate arbeitet in einer Beratungsstelle für homosexuelle Menschen. Aus diesem Grund ist ihre sexuelle Orientierung im Allgemeinen bekannt.

Rückblickend gesehen hatte Erika i.E. damals einen entscheidenden Fehler gemacht: Sie verband das Coming-Out mit dem Going Public. Anstatt es vorher einmal für sich selber abzuklären, sprach sie auch darüber und definierte sich nach außen hin als bisexuell. Zur damaligen Zeit war das ziemlich schick und Erika fühlte sich als sexuell befreit. Mit 27 Jahren war sich Erika dann ganz sicher, dass sie lesbisch ist und verbreitete es auch so in ihrem Umfeld. Zum Teil waren die Reaktionen auf ihr lesbisches Coming-Out sehr abwehrend. Als Erika nach einigen kurzen Affären ihre erste Langzeitbeziehung erlebte, hatte sie schon viele ihrer Freunde und Freundinnen verloren. Das war einer der Gründe, warum Erika und ihre damalige Lebensgefährtin sich entschieden hatten, vom Land nach Wien zu ziehen.

Das gesamte soziale Umfeld Franziskas wusste Bescheid, dass sie ausschließlich an Frauen interessiert ist. Sie machte privat und beruflich kein Geheimnis daraus.

Während ihrer Ausbildung auf der Sozialakademie ging sie offen mit ihrem Lesbischsein um, wenn sie jemand darauf ansprach. Auch später, im beruflichen Kontext hatte sie keine Probleme, da sie in einer Beratungsstelle für gleichgeschlechtliche Lebensweisen arbeitet. Die meisten in Gabis sozialem Umfeld wussten Bescheid, dass sie lesbisch ist, obwohl sie es nie ausdrücklich gesagt hat. Eigentlich hat Gabi besonders im Berufsleben immer darauf geachtet, dass es nicht herauskommt, dass sie für Frauen mehr empfindet. Ihre erste Beziehung stellte da eine Ausnahme dar. Damals war Gabi mit einer Frau zusammen, die ein eigenes Unternehmen leitete und wo sie beide arbeiteten. Alle, bis auf die Kunden wussten, dass Gabi und ihre „Chefin“ ein Paar waren. Diese besondere Situation war kein Nachteil für Gabi, da sie es nicht thematisierte, dass sie die Freundin der Chefin ist. Ganz im Gegenteil, ihre Kollegen und Kolleginnen kamen zuerst zu ihr wenn es Probleme gab und Gabi versuchte für sie dementsprechend zu filtern.

Außerdem hebt Gabi hervor, dass sie in bestimmten Zeiten ziemlich burschikos, herb lesbisch ausgesehen hatte. Gabi fand, dass sie damals allein durch ihr Auftreten

(Kurzhaarfrisur, entsprechende Kleidung) ausdrückte, dass sie anders ist als die Normen der Gesellschaft vorgeben.

In Hannas damaliger Schulklasse haben nicht alle von Anfang an Bescheid gewusst, dass sie lesbisch ist. Ab der zweiten Klasse Oberstufe erfuhren es die meisten, da sie eine Beziehung zu einem Mädchen in der Klasse hatte. Es war überhaupt kein Problem an ihrer Schule, wobei Hanna ihre eigene Theorie entwickelte, warum das so war. Die meisten sind ihrer Meinung nach „pseudo-alternativ“. Das sind für Hanna Menschen die behaupten tolerant zu sein, obwohl sie es in Wahrheit gar nicht sind.

Irenes Freundinnen erfuhren es von ihr selbst oder sie war mit ihrer Freundin gemeinsam unterwegs, wo die meisten es spätestens dann bemerkten. Ihren Arbeitskolleginnen erzählte sie nach und nach davon, wenn es sich gerade zufällig ergab. Irene schätzt, dass die meisten ihrer KollegInnen Bescheid wissen, dass sie mit einer Frau zusammenlebt. Sie hat überhaupt kein Problem damit, wenn die Menschen in ihrem privaten und beruflichen Umfeld darüber Bescheid wissen.

„Nachher, als ich allen anderen gesagt hab’, dass ich lesbisch bin, ist irgendwie alles nur noch schön geworden. Ich bereue es eigentlich, dass ich es nicht schon viel früher gemacht hab’.“ Anna

„So Mitte der 70er Jahre, mit dem lesbischen Coming-Out, nachdem ich mir dann völlig sicher war, das war mit 27 der Fall, war es dann schon anders. Also, meine Umgebung hat zum Teil abwehrend reagiert.“ Erika

„Für mich war es das Thema, ich versteck mich nicht und wenn mich jemand nach meiner Beziehung fragt, dann sag’ ich, was es ist: Dass ich mit einer Frau zusammenlebe.“ Franziska

„Von mir persönlich nicht, ich hab’ das eigentlich nie irgendwie als Thema notwendig gesehen, irgendwie auszusprechen.“ Gabi

Anna bemerkte, dass sie ihre Gefühle in der Öffentlichkeit offen zeigen konnte und nicht mehr ihre Gefühle unterdrücken musste. Alle Menschen rundherum reagierten durchwegs positiv. Ihr Leben war „einfach nur noch schön“, seitdem sie sicher war lesbisch zu sein.

Erika konnte starke Unterschiede nach ihrem Coming-Out erkennen. Es gab heterosexuelle Männer die meinten, Erika überzeugen zu müssen, dass Männer das Richtige für sie sind. Außerdem wurde sie für ihr politisches Engagement in der Lesben- und Schwulenbewegung verurteilt.

Die meisten empfanden Erikas öffentliches Engagement als peinlich. Erst ihr Umzug nach Wien verbesserte die Situation. Vor allem Frauen hatten den Kontakt mit ihr abgebrochen bzw. wollten sie nur Kontakt mit ihr allein, aber nicht mit Beziehung. Obwohl sie viele Verluste in Kauf nehmen musste gewann sie einen schwulen Freundeskreis dazu. In Wien hatte sie zwar im beruflichen Bereich Probleme, aber dafür nicht im privaten Kontext.

Hanna wurde bisher in keinsten Weise mit negativen Reaktionen aus ihrem Freundes- und Bekanntenkreis konfrontiert. Sie meint, dass vielleicht manchmal hinter ihrem Rücken gesprochen wird, aber eigentlich könnte sie es nicht besser haben. Trotz der positiven Resonanz aus ihrem Umfeld hat Hanna die Einstellung, dass man es nicht hundertprozentig an die Öffentlichkeit tragen sollte. Sie glaubt, dass es Situationen im Leben gibt, die für eine Frau sehr gefährlich werden können. Zum Beispiel, wenn sich ein Mann durch ihr Lesbischsein provoziert fühlt, könnte es zu einer unangenehmen Situation für ihre Freundin und sie kommen.

Irene konnte keine Unterschiede nach ihrem Coming-Out bemerken. Sie möchte, dass die Menschen sie so akzeptieren, wie sie ist, mit allem was das mit sich bringt. Ihre Freunde müssen ihr Leben so annehmen wie es ist, sonst kann sie sich keine dauerhafte Freundschaft vorstellen.

„Ich bin dann nach Wien gekommen. Diejenigen die mich kennen gelernt hatten, haben mich als Lesbe kennen gelernt und nicht als vorher Heterosexuelle. Der Freundinnenkreis war dann dementsprechend gefiltert.“ Erika

„Nein, habe keine Unterschiede bemerkt, hab’ ich nicht merken können.“ Gabi

„Von meinen Freunden habe ich in keinsten Weise irgendeine negative Reaktion in irgendeiner Form bekommen.“ Hanna

Erika wurde mit einigen Nachteilen in ihrer Lebenssituation konfrontiert, nachdem sie sich geoutet hatte. Das betraf vor allem den Bereich Arbeitswelt. Erika studierte in Salzburg und übersiedelte dann nach Wien. Ende der 80er Jahre entschloss sie sich einen Lehrauftrag an der Universität Wien anzunehmen, in dem ein wichtiger Bestandteil die Analyse von Lesben- und Schwulenpolitik war. Erika wusste, dass bei Einreichung dieser Lehrauftragsbeschreibung die Frage, ob sie denn lesbisch sei, kommen würde. Es war für sie kein Problem, zu ihrer Homosexualität zu stehen, für die damaligen Professoren des Instituts schon. Der Lehrauftrag wurde abgelehnt mit der Begründung, dass das Institut es sich nicht leisten könnte Erika zu bezahlen. Denn es müsste nicht nur ihr Lehrauftrag bezahlt werden, sondern eine zweite Person die an den Lehrveranstaltungen teilnimmt

und aufpasst, dass sie sich nicht an ihre Studentinnen vergreift. Die Lage verbesserte sich erst, als eine Frau die Gastprofessur bekam und sich die Geschichte von zwei verschiedenen Seiten anhörte. Sie gab Erika die Chance auf einen Probelehrauftrag und damit die Möglichkeit sich zu beweisen. Die Anfangszeit an der Universität war begleitet von Kontrollgängen eines Professors während Erikas Lehrveranstaltungen. Weiters wurden Studentinnen gezielt ausgefragt, ob sich Erika auch korrekt gegenüber ihnen verhält. Erika hatte während ihrer ersten Lehrveranstaltungen an der Universität keinen einzigen unbeobachteten Moment. Heute ist Ruhe eingeleitet, aber all diese Erlebnisse führten dazu, dass Erika jahrelang die Türen zum Hörsaal offen hielt, damit ihr niemand etwas nachsagen kann. Erika hat noch einige andere negative Erfahrungen im Berufsleben gemacht, aber es gibt auch genügend Beispiele aus dem Alltag, die auch heute noch aktuell sind.

Gabi hat keine Nachteile nach ihrem Coming-Out feststellen können, wobei man erwähnen sollte, dass Gabi es im beruflichen Kontext verheimlichte und sich im weiteren Umfeld auch nicht jedem geöffnet hat. Das einzige, was sie zu diesem Thema sagen konnte, war in Bezug auf die Männer. Männer finden es i.E. nach abstoßend wenn eine Frau ein burschikoses Auftreten hat. Das könnte eventuell negative Auswirkungen auf ein Gespräch oder andere Alltagssituationen haben. Mit einer gewissen Feinfühligkeit, bemerkt man es und kann darauf reagieren.

Hanna sieht die Nachteile ihres lesbischen Daseins darin, dass sie ganz große Angst hat mit ihrer Freundin ungezwungen und erkennbar nachts durch Wien zu schlendern. Es begleitet sie ununterbrochen ein unangenehmes Gefühl. Sie ist der festen Meinung, dass sich manche Männer durch sie bedroht fühlen könnten. Hanna hat selbst auch schon die Erfahrung gemacht, dass Männer in ihrer Gegenwart so empfinden.

Ihre Einstellung hat schon öfters zu Problemen mit ihren Freundinnen geführt, weil sie sich in bestimmten Situationen in der Öffentlichkeit geweigert hatte, sie zu küssen.

Irene ist sich keiner Nachteile durch ihr Coming-Out bewusst. Sie erwähnt zwar ihren Ex-Mann, sieht es aber nicht als Nachteil. Ihr Ex-Mann hat ein Problem damit, dass er seine Familie verloren hat und es jemand anderen in Irenes Leben gibt, der mehr Zeit mit ihren gemeinsamen Kindern verbringen kann, als er selbst. Er ist einfach eifersüchtig, dass die Kinder so begeistert über Irenes Freundin sprechen.

„...jede Menge, vor allem im Bereich Arbeitswelt.“ **Erika**

Claudias sexuelle Orientierung ist im Großen und Ganzen allgemein bekannt. Bloß im familiären Kontext wissen nicht alle Bescheid. Claudias Familie ist sehr groß und mit einigen hat sie einfach nichts zu tun.

Wenn die entfernteren Verwandten sonst nichts über sie wissen, brauchen sie das auch nicht erfahren. Claudia erachtet es nicht als notwendig, deswegen alle zu informieren. Für sie ist es viel wichtiger, dass es eine Offenheit im Arbeitskontext, sowie im privaten Kontext gibt. Sie stellt den Familienbegriff in Frage, weil ihr blutsverwandter Cousin, den sie nie sieht, mit ihr nichts zu tun hat.

Bei Doris verhält es sich ähnlich wie bei Claudia. Ihre Homosexualität ist zwar allgemein bekannt, aber es gibt einen Teil der Familie, der es nicht weiß. Außerdem vermeidet sie es, in bestimmten Alltagssituationen ganz bewusst darüber zu sprechen, weil es ihres Erachtens einfach nicht notwendig ist.

Erika geht davon aus, dass ihre Homosexualität bekannt ist, da sie öffentlich für die Rechte von Lesben und Schwulen eintritt. Mit ihrer Medienpräsenz würde es ihr schwer fallen, ihre sexuelle Orientierung geheim zu halten. Sie ist auch nicht dazu bereit es zu verheimlichen. Vor allem im Bereich Arbeitswelt findet sie es besonders wichtig, ehrlich zu sein.

Es ist sicher nicht allgemein bekannt, dass Gabi lesbisch ist. Im Berufsleben verheimlicht sie es auf jeden Fall. Die Gründe für sie selbst und für andere lesbische Frauen, sieht sie darin, um sich vor der Demütigung, vor der Ausgrenzung und vor dummen Gerede zu schützen. Für Gabis Einschätzung ist die Floskel „Ja, wir stehen eh’ zu dir“ in den meisten Fällen nicht ehrlich gemeint. Gabi findet, dass es nur wenige Menschen gibt, die wirklich authentisch darauf reagieren können. Daher wird es nach Gabis Beurteilung vor allem im Berufsleben verheimlicht, da niemand gerne Diskriminierung erleben möchte.

Hanna erzählt nicht jeder beliebigen Person über ihre sexuelle Neigung. Abhängig von Situation und Person entscheidet sie, ob sie es jemanden erzählt oder es lieber für sich behält. Hanna ist noch in Ausbildung. Wenn sie später im Berufsleben steht, möchte sie es nicht mehr verheimlichen. Falls es aber nicht ginge, weil es vielleicht gerade in diesem Berufsfeld nicht erwünscht ist, würde sie das in Kauf nehmen, weil man ihres Erachtens in Zukunft froh sein muss überhaupt einen Job zu bekommen.

Irene geht damit offen um und wenn das jemanden nicht zusagt tut es ihr leid. Denn sie ist der Meinung, dass es ihre persönliche Angelegenheit ist.

„Ich muss jetzt nicht mit dem Schild herumlaufen, und alle müssen es wissen wenn sie sonst auch nichts von mir wissen.“ Claudia

„Ich komm’ vom Flughafen und der Taxifahrer sagt: ah, waren sie mit dem Freund unterwegs? Nein, mit der Freundin, sag ich nicht. Soll sich denken, was er will.“ Doris

„Ich gehe davon aus, dass sie bekannt ist. Ich gehe deswegen davon aus, weil ich eine öffentliche Person bin.“ Erika

Erika weiß, dass in ihrem Arbeitsumfeld KollegInnen und Studierende Vorbehalte haben. Es kam schon vor, dass einige StudentInnen nach ihrem Coming-Out den Hörsaal verließen.

Aufgrund seiner Vorbehalte gegenüber ihrer Homosexualität, ist Franziskas Onkel einer der wenigen mit dem sie keinen Kontakt mehr hat. Die anderen Menschen in ihrem Umfeld, die Vorbehalte zeigen, unterliegen einem „natürlichen Auflösungsprozess“. Franziska trifft sie einfach nicht mehr.

Gabi glaubt nicht, dass ArbeitskollegInnen Vorbehalte haben, sondern dass da vielmehr Neugier eine Rolle spielt. Sie hat vor einigen Monaten in eine andere Firma gewechselt, wo sie schon merkt, dass ihre KollegInnen weltoffene Menschen sind, die schon sehr viel gesehen haben und eine gewisse Lebenserfahrung mitbringen. Sie haben bemerkt, dass Gabi zu einem gewissen Grad anders als die anderen ist.

Hanna nimmt stark an, dass es Menschen gibt, die Vorbehalte gegen sie haben. Sie begründet es damit, dass es unterschiedlichste Menschen mit verschiedensten Einstellungen gibt. Sie ist der Überzeugung, dass es Menschen gibt, die behaupten, dass sie kein Problem damit haben und in Wahrheit ganz anders denken. Hanna hofft, dass zumindest ihre engsten Freunde im Geheimen nicht diese Einstellung vertreten.

Irene hat ein sehr gutes Verhältnis zu ihren ArbeitskollegInnen, daher kann sie sich schwer vorstellen, dass jemand ein Problem damit hat, dass sie jetzt mit einer Frau zusammen ist. Sie trifft auch einige KollegInnen privat und führt mit allen eine sehr offene Gesprächskultur. Daher kann sie sich auch nicht vorstellen, dass jemand Probleme damit haben könnte.

„Ja. Ich weiß auch, dass Studierende Vorbehalte haben.“ Erika

„Es wird nicht angesprochen, aber es werden grad’ am Anfang bestimmte Themen angesprochen. Wie...Regenbogenparade oder Gerry Keszler vor der Oper getroffen...Und: waren sie schon mal am Life Ball? Das find’ ich amüsant, netter Small Talk.“ Gabi

„Die akzeptieren das alle total. Ich hab’ das Gefühl, dass die sich bei uns sehr wohl fühlen... Dann ist es immer lustig und total gemütlich, also glaube ich nicht, dass jemand Probleme damit hat.“ Irene

Anna hat Diskriminierung in der Form erlebt, dass sie komisch angesehen wurde und die Person „Scheiß Lesbe“ murmelte. Aber eigentlich kann sie darüber nur lachen, weil diese Art der Diskriminierung für sie einfach nur lächerlich ist. Mit Vorurteilen geht Anna offen um, weil sie wie sie selber sagt, selbst auch welche hatte.

Beate entgegnet ganz selbstverständlich, dass sie schon Diskriminierungen ausgesetzt war. Der Umgang mit Vorurteilen ist für Beate situationsabhängig. Wenn ihr zum Beispiel viel an dem Kontakt mit der Person liegt, wo sie merkt, dass die Person Vorurteile äußert oder sichtbar mit Vorurteilen zu kämpfen hat, dann versucht sie, mit der Person darüber zu sprechen.

Auch Claudia wurde schon mit Diskriminierungen konfrontiert. Ihre Reaktion darauf ist sehr vielfältig und ist ebenso abhängig davon, auf welche Art sie provoziert wird. Handelt es sich um eine aggressive, verbale Attacke, so reagiert sie meistens auch mit einer gewissen Abwehr oder Aggression in der Stimme. Man könnte auch mit Humor reagieren.

Diskriminierung ist für Doris ein schleichender Verlauf. Es ist keine bestimmte Tat, aber auf jeden Fall hat sie schon diskriminierende Blicke in jeglicher Hinsicht bemerkt. Es fielen auch schon diskriminierende Bemerkungen. Aber was Doris als sehr verletzend empfindet, bezeichnet sie als Pseudo-Toleranz. Pseudo-Toleranz bedeutet in diesem Zusammenhang für Doris: Sie erzählt einer Person, dass sie lesbisch ist oder dass sie mit einer Frau in einer Beziehung ist und die Person reagiert darauf mit: *„Solange es dir gut geht damit, ist es eh’ okay.“* Doris stellt sich dabei die Fragen: *Wenn es mir schlecht geht damit, ist es nicht okay lesbisch zu sein? Welche heterosexuelle Beziehung bekommt als Antwort: Solange es dir gut geht, darfst du einen Freund haben, wenn du aber ein Problem hast, hängt das damit zusammen, dass du heterosexuell bist.*

Ähnlich wie bei Claudia und Beate reagiert Doris situationsbedingt auf Vorurteile. Es ist ihrer Meinung nach auch schwierig, allgemein sagen zu können, wie man Vorurteilen gegenübertritt. Geht das ganze in einen bedrohlichen Bereich, dann ist ihre Reaktion ganz sicher defensiv. Doris würde beispielsweise nie riskieren, ihre Freundin in der Öffentlichkeit zu küssen, wenn Skinheads in ihrer Nähe wären.

Wie Erika bereits erwähnte, haben StudentInnen in ihren Lehrveranstaltungen Vorurteile aufgrund ihrer Homosexualität. Doch Erika lässt sich nichts von ihren Studierenden gefallen und verfolgt die Einstellung, umso offensiver und selbstverständlicher, desto weniger Diskriminierung. Ganz lässt sich Diskriminierung nicht vermeiden, aber sie lässt sich dadurch zumindest verringern.

Franziska fühlt sich aufgrund der gesetzlichen Lage in unserer Gesellschaft offen diskriminiert. Sie unterscheidet zwischen einer offenen und einer verdeckten Diskriminierung.

Unter verdeckter Diskriminierung versteht sie zum Beispiel Nebensätze von konservativ katholischen PolitikerInnen. Bezogen auf ihr Alltagsleben hat Franziska nicht den Eindruck, dass sie offen und direkt diskriminiert wird.

Die Problematik darin sieht sie, dass gerade Schwule und Lesben gelernt haben damit umzugehen und viele versteckte Benachteiligungen und Diskriminierungen gar nicht sehen.

Gabi kann sich nicht bewusst erinnern diskriminiert worden zu sein. Vielleicht gab es irgendwann einmal einen dummen Spruch von betrunkenen Männern, weil sie damals herb lesbisch aussah. Aber sie findet, dass dumme Sprüche genauso passieren können, wenn man heterosexuell ist.

Gabi sieht Vorurteile als sehr schwieriges Thema, weil sie der Ansicht ist, dass man bei Vorurteilen immer darauf achten muss, was einem durch die Erziehung in die Wiege gelegt worden ist. Ihr Vater hätte gewissen Äußerungen nie gemacht, wenn er gewusst hätte, wie sie empfindet. Gabi begegnet Vorurteilen, indem sie immer versucht, sie im Keim zu ersticken. Gabi möchte sich auch nicht jedem öffnen.

Hanna hat Diskriminierung durch andere Menschen auf der offenen Strasse in Form von Blicken und Kommentaren erlebt. Einmal wurde sie sogar von einem Mann gestoßen, bis ein anderer Mann meinte, er solle aufhören, weil sie eine Frau ist. Solche Erlebnisse führten dazu, dass sie Vorurteilen defensiv begegnet. Sie hat die Lebenseinstellung, dass jeder das machen soll, was er möchte und wenn jemand dagegen ist, kann sie es nicht ändern. Sie sieht sich nicht dafür verantwortlich, dass alle heterosexuellen Menschen das akzeptieren. Wenn Menschen damit Probleme haben, kann sie ihnen damit nicht helfen.

Irene hat noch nie eine Situation erlebt, in der sie diskriminiert wurde. Ihre Einstellung dazu ist ganz eindeutig: Wenn ein Mensch ein Problem mit ihrer sexuellen Orientierung hat, soll er sich damit einfach nicht beschäftigen und sie damit in Ruhe lassen. Es steht ihrer Meinung nach niemanden zu, eine andere Person zu kritisieren.

Bei Irene ist der Umgang mit Vorurteilen stark davon abhängig, wie an dem Tag ihre Laune ist. Es handelt sich um bestimmte Situationen, wo sie sich denkt: *Ja, was ist schon wieder? Was hat er oder sie?* Das sind Tage, wo sie die Menschen einfach ignoriert und die Dinge ihren Lauf nehmen. Daher sind ihre Reaktionen und Handlungen ganz unterschiedlich und meist von ihrer Laune abhängig.

„Gerade diese Vorurteile waren der Grund, weshalb ich mich nicht geoutet habe. Wenn ich dem jetzt negativ gegenüberstehen würde, wär’ das nicht fair, weil ich selber genauso große Vorurteile hatte wie manch andere.“ Anna

„Wenn Leute Vorurteile haben und ich weiß, dass sie Vorurteile haben, dann tut mir das leid. Dann find’ ich, ist es nicht meine Verantwortung, ihnen da raus zu helfen.“ Beate

„Es ist sehr unterschiedlich, manchmal ignoriert man es auch.“ Claudia

„Es hängt von der Art von Diskriminierung ab, durch wen sie erfolgt und die soziale Situation, wo sie erfolgt. Auf der Strasse pflaume ich die Leute an, ich starre Männer nieder. Wenn ich zum Beispiel mit meiner Frau unterwegs bin und wir verhalten uns offen, so wie jedes andere Paar auch.“ Erika

„Das ist halt so, das gehört dazu. Man erkennt es selber nicht mehr als Diskriminierung, obwohl es eine ist. Das ist immer so auch die Gratwanderung. Für mich ist es vielleicht normal, wo andere sagen, es ist eigentlich schon eine Diskriminierung. Aber das ist ganz normal. Das gehört zum Leben dazu, aber jetzt zu sagen, das beeinflusst mein Leben immens, ich leb’ ganz gut damit.“ Franziska

„Wenn mir jemand wichtig ist, probier’ ich schon, das zu erklären, aber wie gesagt, seh’ ich mich nicht dafür verantwortlich, dass das irgendjemand akzeptiert. Weil ich könnt’ ja genau so sagen, ich akzeptiere es nicht, dass ein Mann mit einer Frau schläft, ich mein’, die Leute würden mich auslachen, wenn ich das sagen würd’, also deswegen.“ Hanna

„Das hängt wahrscheinlich davon ab, wie ich an dem Tag aufgelegt bin...Das ist von der Laune her sehr unterschiedlich, je nachdem auch um welches Thema es sich handelt.“ Irene

5.8. Die Gestaltung ihrer heutigen Lebenssituation

Alle Frauen leben in einer lesbischen Beziehung, bis auf Hanna. Für sie ist das momentan eine sehr schlechte Zeit, danach zu fragen. Sie hat gerade die zwei schlimmsten Jahre ihres Lebens hinter sich. Sie hatte immer wieder mit zwei Frauen sexuellen Kontakt. In eine ist sie noch immer verliebt, aber der Kontakt beschränkt sich nur auf das Sexuelle. Hanna hätte sehr gerne eine Freundin. Sie fühlt sich auch nicht gut ohne Beziehung.

„Ich lebe in einer Partnerschaft, mit meiner Freundin.“ Anna

„Ich bin in einer Partnerinnenschaft.“ Beate

„Ich lebe in einer Partnerinnenschaft. Living together apart in zwei Wohnungen.“ Erika

„Wenn man eine haben will, dann kriegt man keine. Also jedenfalls nicht die, die man haben will. Also ich würd’ sagen, ich bin Single.“ Hanna

In Annas Familie werden die Beziehungen der anderen Familienmitglieder kaum bis gar nicht thematisiert. Das war in ihrer Familie noch nie von Bedeutung.

Claudia, die seit zehn Jahren in einer Beziehung mit ihrer Partnerin lebt, hat damit sehr gute Erfahrungen in ihrem Umfeld machen können. Natürlich gab es in den gemeinsamen zehn Jahren sehr unterschiedliche Zeiten, aber im Großen und Ganzen geht es Claudia sehr gut damit.

In Erikas Umfeld wissen alle darüber Bescheid, dass sie mit einer Frau in einer Beziehung lebt. Sie geht ganz selbstverständlich damit um, nimmt ihre Lebensgefährtin auf universitäre Veranstaltungen mit und stellt sie dort auch vor.

Die Menschen, die Gabi kennen und wissen, dass sie vom Typ eine „wilde Henne“ ist, sind sehr froh darüber, dass sie durch ihre jetzige Beziehung ein bisschen sesshaft geworden ist. Ihren Freundinnen ist auch klar, dass ihre Lebenssituation nicht einfach ist: Ihre Partnerin hat drei Kinder in die Beziehung mitgebracht und gerade da ist es für Gabi besonders wichtig, darauf aufzupassen, dass die Beziehung nicht auf der Strecke bleibt.

Irene glaubt schon, dass die Menschen in ihrem sozialen Umfeld ihre Beziehung akzeptieren. Manchmal hat sie das Gefühl, dass ihre Nachbarinnen neidisch sind, weil sie schon einmal gemeint haben, dass sie selber gerne so eine Beziehung hätten. Als sie mit ihrer Freundin und ihren Kindern in eine neue Siedlung zog, war sie sehr gespannt wie die anderen Menschen auf sie reagieren werden. Lustigerweise waren die ersten Menschen, denen sie in der Siedlung begegneten zwei Frauen, die auch zusammenlebten. Als sie erfuhren, dass es noch weitere Frauen in der Siedlung gibt, die zusammenleben, waren sie sehr überrascht darüber.

„Es ist sehr unterschiedlich, weil meine Partnerin gerade in Amsterdam lebt, wir immerhin schon zehn Jahre zusammen sind, es gab sehr unterschiedliche Zeiten.“ Claudia

Zu Beginn ihres Coming-Outs wollte Anna sich unbedingt einer Bewegung anschließen, weil sie es als sehr wichtig fand, sich auf diesem Weg zu ihrer Homosexualität zu bekennen. Außerdem fand sie es schön, dass man selbst etwas dazu beitragen kann, weil es immer noch sehr viele Frauen gibt, denen es schwer fällt, ihr Lesbischsein in der Öffentlichkeit zu zeigen.

Beate arbeitet hauptberuflich in einer Beratungsstelle für homosexuelle Menschen und befindet sich gewissermaßen mitten drin.

Claudia und Doris engagieren sich ehrenamtlich in der Rosa Lila Villa (Die Villa ist ein Haus für Lesben und Schwule in Wien und gilt als offener Kommunikationspool und Treffpunkt).

Erika besucht die Subkultur eher wenig, aber sie nutzt die Subkultur in virtueller Form um sich mit anderen Lesben auszutauschen. Sie hält sich gerne im Café Berg (schwul-lesBisches Café in Wien) auf, dass sie zu ihrem zweiten Wohnzimmer erklärt hat. Es hängt damit zusammen, dass sie hier ihre Sprechstunden einmal wöchentlich abhält und dort so lange bleibt wie Lehrveranstaltungsbetrieb ist. Aus Zeitmangel ist es eher selten, dass sie auf Veranstaltungen geht, außer es handelt sich um ihre eigenen.

Franziska sieht sich als Teil der lesbisch-schwulen Community, diese Zugehörigkeit führt sie auch auf ihre Arbeitsstelle zurück, die eben Engagement für homosexuelle Menschen zeigt. Sie bezeichnet das ganze nicht als Subkultur, sondern lesbisch-schwule Community. In dieser Community fühlt sie sich sehr eingebettet und engagiert sich auch für die Interessen der Lesben und Schwulen.

Gabi informiert sich im Internet über Veranstaltungen, aber einer Bewegung möchte sie sich nicht anschließen. Sie ist auch gegen eine eingetragene PartnerInnenschaft, weil sie der Ansicht ist, dass der Status quo in Österreich noch nicht ausgereift ist. Solange es keine ernstzunehmende Initiative in diese Richtung gibt, hat es für sie keinen Sinn sich mit dieser Thematik zu beschäftigen.

Hanna weiß nicht genau, ob sie sich einer Bewegung anschließen möchte. Da sie schon ein paar Leute darauf aufmerksam gemacht haben, hat sie sich für die nahe Zukunft vorgenommen, sich einmal in diese Richtung zu orientieren. Grundsätzlich sieht sie sich nicht als Szene-Mensch und meint, dass sich in der Szene eher nur die Art Frauen bewegen, die sie vom äußeren Erscheinungsbild nicht interessieren.

„Ich fand es sehr gut, dass es in Wien überhaupt so etwas gibt, ich hab’ vorher nichts davon gewusst.“ Anna

„Ich besuche die Subkultur vergleichsweise wenig. Ich nutze die Subkultur auch virtuell, also in Form von Internet, Rainbow.“ Erika

„Das Einzige, was dazu führen könnte, dass ich ein Szene-Mensch werd’: Wenn ich am ersten Abend fortgehe und mir gleich drei, vier Frauen auffallen, die mir sehr gut gefallen und die in dem Moment auch noch Single sind.“ Hanna

Anfänglich war es für Anna nicht von Bedeutung, als Lesbe erkannt zu werden. Nach und nach bemerkte sie aber, dass sie sich in diesem Klischee wohl fühlt. Sie erwähnt zu diesem Thema die Volksschule, schon dort hatte sie sich ähnlich verhalten.

Aber sie bemerkte, dass es da um sie geht und gar nicht so sehr um das Klischee, das sie vertritt. Anna hat einfach gemerkt, dass sie sich wohl fühlen muss und dass es nicht darum geht, sich Klischees anzupassen.

Beate findet die Frage interessant, weiß aber momentan nicht, ob sie Wert darauf legt als Lesbe erkannt zu werden. Für sie ist es wichtig, das Gefühl zu haben, irgendwo zu Hause zu sein. Daher bedeutet ihr eine lesbische Kultur, eine lesbische Gemeinschaft ganz viel um Gemeinsamkeiten leben zu können, aber eben auch, um auf eine andere Art unterschiedlich zu sein und auf seine eigene Art anders zu sein.

Für Claudia existieren unterschiedlichste lesbische Bilder, die sich sehr stark verändert haben. Sie bemerkt an ihr selbst, dass sie in einer anderen Umgebung versucht die Codes zu erkennen. Claudia findet es toll, wenn es unterschiedlichste „Frauen-Lesben“ in der Szene gibt: Da verändern sich dann auch die Codes- *Wer flirtet mit mir und wer flirtet zurück?*

Doris legt nicht unbedingt Wert darauf, als Lesbe erkannt zu werden, viel wichtiger ist ihr, bestimmte Stereotype bewusst abzulehnen.

Früher, als Gabi noch in der Szene unterwegs war, ist es ganz wichtig gewesen als Lesbe erkennbar zu sein. Gabi passte sich den Äußerlichkeiten in der Szene an und so wusste die eine von der anderen, wie ein mögliches Objekt der Begierde aussehen könnte.

Hanna ist es egal, ob sie als Lesbe erkennbar ist. Sie freut sich, wenn die Menschen es bemerken und eine positive Reaktion zeigen. Grundsätzlich möchte Hanna nicht mehr, dass Sexualität ihr Leben bestimmt, weil es in ihrer Pubertät einen höheren Stellenwert hatte.

„Ich find’ es schon wichtig, dass man das Gefühl hat, dass man irgendwo zuhause ist, mit allem, was das mit sich bringt. Ich find’ eine lesbische Kultur, eine lesbische Gemeinschaft ganz wichtig, um Gemeinsamkeiten leben zu können, aber eben auch um auf eine andere Art unterschiedlich zu sein, um auf seine eigene Art anders zu sein.“ Beate

„Also manchmal ist es schon auch angenehm erkennbar zu sein. Wenn es auf Kosten einer Unterschiedlichkeit oder Differenz geht, find’ ich es eigentlich schade.“ Claudia

„Ob sie mich jetzt als Lesbe oder Feministin einstufen, das ist mir mehr oder weniger egal, weil ich beides bin. Aber das ist mir irgendwie wichtig und es ist sicher so, dass ich mich in der Subkultur stärker so präsentiere, als wo anders.“ Doris

„Ja. Mich stört es auch, dass ich nicht auf den ersten Blick identifizierbar bin.“ Erika

„Ich wüsste jetzt nicht wie man Lesben erkennt. Ich lege Wert darauf, dass die Leute mich so wahrnehmen, als das was ich bin. Das ist ein Teil, nicht das Gesamte. Ein Teil davon ist auch meine sexuelle Orientierung, genauso wie ein Teil ist, dass ich Sozialarbeiterin bin und ein Teil ist, dass ich eine Frau bin.“ Franziska

„Also das versucht man schon irgendwie raushängen zu lassen. Heute tu’ ich das glaube ich nicht. Ich glaube nicht, dass da jetzt irgendwo anhand meiner Äußerlichkeiten erkennbar ist, dass ich so lebe. Burschikos bin ich, das war ich schon immer.“ Gabi

5.9. Unangenehme Erfahrungen aufgrund der Homosexualität

Für Beate gibt es ganz eindeutig Situationen, in denen es unangenehm ist, als Lesbe wahrgenommen zu werden. Diese Situationen können sogar gefährlich werden. Beate ist in Deutschland aufgewachsen und weiß genau, dass sie prinzipiell der Bedrohung von rechtsradikalen Skinheads ausgesetzt ist. Sie würde nicht unbedingt an den Plätzen, wo sich Skinheads aufhalten, mit ihrer Freundin Hand in Hand vorbeigehen. Manchmal empfindet sie es auch als unangenehm, wenn bei manchen Menschen Stereotype ablaufen. Denn für sie ist die Konfrontation, was andere Menschen denken, oft sehr schwierig und mühsam. Dadurch erklärt es sich, warum Beate eine lesbische Gemeinschaft manchmal so wichtig findet: Es gibt ein unausgesprochenes Verstehen, dass nur Gleichgesinnte nachvollziehen können.

Claudia, Erika und Franziska haben bisher keine Situation erlebt, wo es für sie unangenehm war, als Lesbe wahrgenommen zu werden.

Doris ist schon der Meinung, dass es Situationen gibt, in denen es ihr unangenehm ist, als Lesbe erkannt zu werden.

Gabi mag bestimmte Reaktionen nicht, aber sie bezeichnet das nicht unbedingt als unangenehm. Sie möchte sich einfach nicht rechtfertigen müssen, warum sie so ist und sie will auch keine Vermutungen hören, wie es dazu kommen konnte.

Hanna macht es von den Menschen abhängig mit denen sie gerade unterwegs ist, ob ihr die Situation unangenehm ist. Wenn sie zum Beispiel mit „Snobs“ aus ihrem Heimatort unterwegs ist, wäre es ihr auf jeden Fall unangenehm, wenn die etwas mitbekommen würden. Aber die haben immer einen dummen Spruch parat und diskriminieren Frauen grundsätzlich. Eigentlich regt sie das auch gar nicht auf. Auf jeden Fall unangenehm wäre es ihr in der Arbeitswelt, zum Beispiel in einem Büro, in dem es nicht erwünscht ist. Wenn es irgendwie möglich ist, möchte sie es später vermeiden, in einer Firma zu arbeiten, die homosexuelle Menschen diskriminiert.

„Unangenehm ist es auch, wenn ich Sachen erklären muss, wo ich merk, dass Leute sich was anderes vorstellen als ich bin, als ich leb, dann muss ich das klarstellen. Manchmal bei der Verwandtschaft fand ich es schwierig, die so ein bisschen weiter weg ist.“ Beate

„Ich bin jetzt seit neun Jahren geoutet, in den letzten neun Jahren gab es kein einziges Mal.“ Franziska

„Ich mag auch nicht die Reaktionen hören: Ich hab’ eh’ kein Problem damit. Ich sag dann immer: Ich hab auch kein Problem, dass du hetero bist, damit man mal von der Gegenseite hört, wie lächerlich das wirkt. Ich find’ das auch irgendwie traurig, wenn man jetzt nur auf die Sexualität reduziert wird. Das mag ich nicht.“ Gabi

Im Interview wurde abschließend danach gefragt, welchen Rat sie einem jungen, lesbischen Mädchen geben können.

Anna findet wichtig, dass das Mädchen einfach nur auf ihr Herz hören sollte und mit der Zeit wird sie dann auch herausfinden, was ihr gefällt und was nicht. Niemand kann ihr diesen Prozess abnehmen und sie findet es ja gleichzeitig auch schön herauszufinden, was man wirklich will. Das Entscheidende dieser ganzen Entwicklung besteht für Anna darin, dass sie sich dafür Zeit nehmen kann, auch das ganze Leben lang.

Beate empfindet Ehrlichkeit ganz wichtig im Leben, ehrlich zu einem selbst zu sein und ehrlich zu anderen. Natürlich gibt es Situationen, wo auch Beate schon bemerkt hat, in denen es einfach nicht möglich ist, das zu leben. Dazu zählt sie auch ihre Erfahrungen mit Skinheads. Trotzdem ist sie der Ansicht, dass es gut ist, wenn man wahrhaftig ist, so wie man ist. Aus diesem Grund findet sie eine differenzierte Sichtweise von großer Bedeutung, unabhängig davon ob das lesbisch ist, oder nicht. Auch Beates Leben ist nicht jeden Tag „super“. Aber es ist für sie wichtig, das eigene Leben gestalten zu können und wenn man etwas tun möchte, dann soll man sich nicht davon abhalten lassen.

Ganz bedeutend sieht Claudia die Zeit, in der die eigene Sexualität entdeckt wird. Da erachtet sie es als besonders wichtig die eigene Wahrnehmung sehr ernst zu nehmen und im Hintergrund immer das Wissen zu haben, dass man selbst mit Vorurteilen aufgewachsen ist. Ganz normal ist es auch, dass man anfänglich zögert oder Klischeevorstellungen im Kopf hat oder einfach nicht weiß, wie man mit Lesbischsein umgehen soll. Außerdem ist für Claudia ganz wichtig, ein Gefühl für den eigenen Körper und die eigene Wahrnehmung zu bekommen.

Doris findet wichtig, dass sie zu ihren Gefühlen steht, egal wie die sind. Das Mädchen soll erkennen, dass Homophobie etwas ist, dass durch die Gesellschaft bedingt ist und nicht durch ihr Verhalten. Prinzipiell soll sie sich so verhalten, wie sie es für sich persönlich

richtig hält. Das kann nun bedeuten, dass sie ein Coming-Out hat, es kann aber genauso gut bedeuten, dass sie es niemandem sagt, weil es für sie in der Situation, in der sie sich gerade befindet, am besten ist. Und was Doris noch wichtig findet, dass niemand ihr vorschreiben darf, ob und wann sie ein Coming-Out haben soll.

Für Erika ist besonders der Austausch mit gleichaltrigen homosexuellen Frauen relevant. Das Mädchen sollte sich sehr genau überlegen, mit wem sie darüber spricht, sowohl im familiären, als auch im freundschaftlichen Kontext. Weitere Ratschläge Erikas sind, dass sie nicht mit ihrer besten Freundin ins Bett gehen sollte, sie unbedingt schauen Kontakte zu haben und Literatur zu lesen. Außerdem sollte sie auch darauf achten, mit älteren lesbischen Frauen ins Gespräch zu kommen. Es ist sogar schon vorgekommen, dass Studentinnen aus ihren Lehrveranstaltungen Erika um ein Gespräch gebeten haben.

Franziska würde zu diesem Thema keine Ratschläge geben. Vielmehr würde sie versuchen dem Mädchen zu vermitteln, dass sie nicht allein ist, dass es sich nicht um eine Krankheit handelt und das man sehr gut damit leben kann. Beim Thema Coming-Out gegenüber den Eltern findet Franziska, dass man eines auf jeden Fall beachten sollte: Eltern und sich selbst Zeit zu geben.

Gabi würde einem jungen Mädchen sagen, dass sie früher darüber sprechen sollte, weil sie selbst ihren Gefühlen gegenüber sehr verschlossen war. Außerdem sollte das Mädchen eine Vertrauensperson haben, da Gabi in dieser Richtung schlechte Erfahrungen gemacht hatte. Gabi findet es nicht gut, wenn junge Menschen sich fertig machen lassen, aufgrund ihrer Gefühle. Sie kann auch nicht verstehen, wenn junge Menschen der Ansicht sind, dass es sich um eine Modeerscheinung handelt. Dafür mussten Frauen viel zu sehr kämpfen und leiden, um das überhaupt leben zu können.

Hanna ist der Meinung, dass ein Coming-Out, im familiären wie im freundschaftlichen Kontext von großer Bedeutung ist. Falls sich Menschen daraufhin von dem Mädchen abwenden sollten, waren das sowieso nie ihre Freunde. Auf gar keinen Fall würde Hanna lange mit dem Coming-Out warten, denn umso früher es geschieht, umso länger wird es in ihrem Leben normal sein. Außerdem findet Hanna, dass man als Lesbe, wenn man nicht in einer größeren Stadt aufgewachsen ist, dorthin ziehen muss, um Kontakte zu finden.

Irene gibt den Rat, dass sich das Mädchen immer für das entscheiden soll, was ihr Herz oder ihr Verstand sagt und sich auf gar keinen Fall von anderen Menschen beeinflussen lassen soll. Sie glaubt, dass viele Frauen oder Mädchen Angst davor haben damit an die Öffentlichkeit zu gehen. Eigentlich bringt diese Angst den Mädchen viele Probleme: Irene führt allgemeine Probleme, soziale Probleme oder psychische Probleme an. Irene hatte durch ihr überraschendes Coming-Out nie Probleme bekommen, weder mit der Familie, noch mit Bekannten. Sie hätte vielleicht anders reagiert, wenn sie damit Probleme gehabt hätte.

„Ich glaub’, dass es so wichtig ist, im Leben ehrlich zu sein, ehrlich mit sich selbst und ehrlich auch mit Anderen...Worum wir uns dann kümmern?...Was mach’ ich mit den Vorurteilen? Was mach’ ich, wenn mich was bedrückt? Wie kann ich damit umgehen?...Das bleibt auch schwierig, jede neue Situation ist auch schwierig. Aber es ist wichtig, auch jungen Frauen zu sagen, es wird leichter, wenn man sich mit sich selber gut fühlt.“ Beate

„Dass man eigentlich merken kann, dass es nicht so ungleich ist, auch grundsätzlich. Dass es genauso aufregend ist, wenn man sich in ein anderes Mädchen verliebt, wie wenn man sich in einen Jungen verliebt. Das es sehr um dieselben Gefühle geht, und dann schauen, dass man ein Gespür kriegt für den eigenen Körper und die eigene Wahrnehmung. Das glaub’ ich, ist ganz wichtig.“ Claudia

„Wenn es zum Thema Outing bei den Eltern geht, sollte man beachten: aus meiner Erfahrung heraus, sich und Eltern Zeit geben.“ Franziska

„Sie sollte früher anfangen zum Reden, glaub’ ich. Ich glaub, dass ich mich sehr verschlossen hab, meinen Gefühlen gegenüber. Sie sollte wirklich eine Vertrauensperson haben, ich bin schon bei meiner ersten Beziehung, vom Vertrauen her missbraucht worden.“ Gabi

„Ich mag das nicht, wenn die Leute nicht geoutet sind.“ Hanna

„Und die jungen Mädchen oder die Frauen sollen schon dazu stehen, glaube ich, dann ist es eh leichter“...Du findest immer Menschen, die das nicht akzeptieren wollen oder irgendwelche Probleme damit haben, und das soll mich belasten, das glaub’ ich nicht.“ Irene

Die letzte Interviewfrage bezieht sich auf die Wünsche der Frauen für ihren weiteren Lebensverlauf.

Anna wünscht sich, dass sie sich noch auf weiteren Ebenen outen kann. In Richtung Liebe hat sie sich schon geoutet, aber sie möchte sie noch in viel mehr Bereichen des Lebens öffnen. Sie möchte verdrängte Gefühle aufarbeiten, die sie zum Beispiel mit Hilfe von kreativen Arbeiten ausdrücken möchte. Anna möchte noch mehr aus ihr selbst herauskommen und einfach sie selbst sein.

Erika hat sehr viele Wünsche und sehr viele Ziele auf politischer, beruflicher und privater Ebene. Ihr berufliches Ziel ist eine Habilitation auf Lesben- und Schwulenforschung und

sie möchte gerne beruflich forschen. Auf jeden Fall möchte sie an der Universität bleiben, weil ihr das Spaß macht. Privat wünscht sie sich, dass alles so bleibt, wie es ist.

Ein großes Anliegen ist Erika, dass sich vor allem politisch für die homosexuellen Menschen in Österreich etwas ändert und fordert die Einführung einer registrierten Partnerinnenschaft und wirksamere Antidiskriminierungsmaßnahmen.

Gabi möchte weiterhin in ihrer Beziehung glücklich sein, und an dieser festhalten, weil sie sich sehr wohl fühlt und sehr glücklich ist. Für die Kinder ihrer Freundin wünscht sie sich, dass sie nicht vom richtigen Weg abkommen, denn die Möglichkeiten in der heutigen Zeit sind unbegrenzt um in Schwierigkeiten zu kommen.

Irene ist im Großen und Ganzen zufrieden. Sie würde sich ein bisschen mehr Harmonie in ihrer Familie wünschen, da es doch eine schwierige Zeit ist, mit zwei pubertierenden Töchtern und einem heranwachsenden Sohn. Sie möchte, dass sie als große Familie gemeinsam schaffen und größere Probleme und Gefahren abwehren. Außerdem möchte sie sich in ihrer Beziehung weiterentwickeln, nicht stehen bleiben und die wichtigen Dinge des Lebens gemeinsam meistern.

„Ich weiß nicht. Da erwischst du mich gerade mitten in einer Midlife-Crisis. Weiß nicht genau, was ich mir für die Zukunft wünsche. Man kann jeden Tag ganz viel noch lernen und manche Sachen besser verstehen.“ Beate

„...irgendwann, dass dieses Haus nicht mehr notwendig ist, dass man keine Beratungsstelle mehr braucht, dass man nicht mehr irgendwelche Schmähanrufe am Telefon hat, oder so...Eine Welt, die Unterschiedlichkeiten nicht nur akzeptiert, sondern auch schätzt.“ Claudia

„Ja, ganz viele, jetzt konkret weiß ich nicht. Ich könnt jetzt nicht irgendwie sagen, ich hab jetzt nicht ein bestimmtes. Ich würd sagen, dass ich Offen bin für Neues, dass ich in einer oder mehreren glücklichen Beziehungen bin, dass es mir gesundheitlich gut geht, so Sachen halt irgendwie, dass ich die Träume die ich hab auch irgendwie verwirklichen kann“...Doris

„Dann wünsch’ ich mir auch, dass bei meinem besten schwulen Freund Aids nicht ausbricht, dass er noch lange gesund lebt“...Erika

„Ich will heiraten dürfen und Kinder adoptieren können.“ Franziska

„Persönlich wünsch ich mir, dass ich mehr Zeit für mich hab und dass ich mir so meinen kleinen Traum erfüllen kann.“ Gabi

„Ich hoff’ einfach nur, dass ich irgendwann mal eine kennen lern’, die perfekt zu mir passt, weil ich daran schon sehr zweifle, muss ich ganz ehrlich sagen. Und das dann kein Lebensabschnittspartner ist, sondern ein Lebenspartner.“ Hanna

„Da hätte ich gerne, dass es ein bisschen ruhiger wird, dass man ein bisschen landen kann. Aber sonst, glaub ich schon, dass ich zufrieden bin.“ Irene

6. Konfrontation der Phasenmodelle des Coming-Out in der Literatur mit den Coming-Out Erfahrungen der befragten Frauen

Wie bereits erwähnt wurde, wird der Prozess des Coming-Out in der Literatur als Entwicklung unterschiedlich vieler Phasen dargestellt, die nacheinander ablaufen. In diesem Teil werden diese Modelle herangezogen und in Bezug zu den individuellen Erzählungen der Frauen gesetzt. In Kapitel 3.2 wurden die Modelle vorgestellt, die im folgenden zur Erinnerung ansatzweise rekapituliert werden: Siegrid Schäfer¹⁷⁰ teilt diesen „Identitätsbildungsprozess“ in drei Stufen ein: In Stufe eins ist bereits Interesse an einer Frau vorhanden, die in Stufe zwei zum Verdacht führt, lesbisch zu sein. In Stufe drei kommt es zum ersten sexuellen Verkehr mit einer Frau und letztendlich zur Gewissheit, lesbisch zu sein. Der Großteil der befragten Frauen sprach davon, dass sie mehr Gefühle für Frauen empfunden haben als für Männer. Diese Gefühle wurden bereits im Kindergarten oder in der Volksschule entwickelt. Drei Frauen haben explizit angeführt, dass ihre Gedanken in Verbindung zu ihren Gefühlen an andere Frauen sehr zentral waren. Beate hat diesen „klassischen“ Coming-Out Prozess nicht durchlaufen, da sie nach eigenen Angaben nie das Gefühl hatte „anders“ zu sein. Die „Lebensgeschichte“ von Irene ist dem Stufenmodell von Siegrid Schäfer am ähnlichsten: Sie schildert anfängliche sexuelle Fantasien, die sie von Frauen hatte. In einem nächsten Schritt war sie daran interessiert, wie es denn wäre mit einer Frau in sexuellen Kontakt zu treten. Schließlich siegte die Neugier und als sie eine „Lesbe“ kennen lernte, hatte sie zum ersten Mal eine sexuelle Beziehung zu einer Frau. Zwar hatte Irene dadurch nicht die Bestätigung, dass sie lesbisch ist, aber die Erkenntnis, dass ihr das gefällt und dass sie sich sowohl mit Frauen als auch mit Männern eine Beziehung vorstellen kann. Allgemein betrachtet entsprechen die wesentlichen Abschnitte Siegrid Schäfers schon den Entwicklungsverläufen der befragten Frauen. Denn Gefühle für eine Frau zu empfinden könnte man gleichzeitig als Interesse deuten und der Verdacht lesbisch zu sein, lässt sich mit der Wahrnehmung „anders“ zu sein vergleichen. Dieses Anders-Sein-Gefühl wurde immerhin von sechs Frauen positiv beantwortet. Folgt man den weiteren Erzählungen der Frauen, so wird deutlich, dass einige von ihnen ihre Gewissheit lesbisch zu sein, durch ihre ersten sexuellen Erfahrungen mit Frauen erlangten. Man kann hier also eindeutig erkennen, dass der Coming-Out Prozess der befragten Frauen im Wesentlichen nach dem Stufenmodell von Siegrid Schäfer abläuft.

¹⁷⁰ Vgl. Schäfer, Siegrid: Sexuelle und soziale Probleme von Lesbierinnen in der BRD. In: Schorsch/ Schmidt (Hg.) Ergebnisse zur Sexualforschung. Frankfurt 1976. S.299 ff.

Das zweite Modell, dass zum Vergleich herangezogen wird, ist das differenziertere Phasenmodell von Udo Rauchfleisch, dass er in Anlehnung an Eli Colemans „Fünf-Phasen Modell“ entwickelt hat. Er teilt das Coming-Out in folgende fünf Phasen ein:

1. Die Prä-coming-out-Phase¹⁷¹.
2. Das eigentliche „coming out“
3. Die explorative Phase
4. Das Eingehen erster (fester) Beziehungen
5. Integration

Um den späteren Bezug der individuellen Erzählungen der Frauen zum Fünf-Phasen Modell nachvollziehen zu können, werden im Folgenden die einzelnen Phasen überblicksmäßig noch einmal erklärt:

Die *erste Phase*, auch das Prä-Coming-Out genannt, umfasst die Zeit von der Geburt bis zu dem Moment in dem das Mädchen ihr „Anders-Sein“ bewusst wahrnimmt.

Die *zweite Phase*, das *eigentliche Coming-Out* kennzeichnet sich durch die Gewissheit eine lesbische Orientierung zu besitzen und sich zu Partnerinnen des gleichen Geschlechts hingezogen zu fühlen.

An das eigentliche Coming-Out schließt die *dritte Phase*, die Rauchfleisch auch *explorative Phase* nennt, an. Diese Phase lässt vermuten, dass es darum geht mit möglichst vielen Partnerinnen in sexuellen Kontakt zu treten. Für einige lesbische Frauen mag diese Komponente in der explorativen Phase auf jeden Fall eine Bedeutung haben. Daher versucht Rauchfleisch Colemans Explorationsbegriff im weitesten Sinn so zu interpretieren, als den Versuch sich in der lesbischen Identität in den verschiedensten Dimensionen des Lebens zu erfahren und diese Bereiche bewusst zu gestalten.

Die *vierte Phase*, das *Eingehen erster (fester) Beziehungen* zeichnet sich dadurch aus, dass in den Beziehungen nun körperlich-sexuelle und emotionale Aspekte gleichermaßen von Relevanz sind. „Lesben suchen in den Begegnungen mit Partnerinnen nicht mehr nur in erster Linie die sexuelle Erfüllung.“¹⁷²

In der *fünften* und letzten *Phase*, von Rauchfleisch als *Integration*, *dauerhafte Paarbeziehung* und das *höhere Lebensalter*, bezeichnet, folgt in Anlehnung an Coleman auf die zuletzt geschilderte Periode eine Zeit, in der sie eine Beziehung eingehen, die für beide Partner ein hohes Maß an Verbindlichkeit bedeutet und von beiden als dauerhafte, beständige Lebensgemeinschaft gesehen wird.¹⁷³

¹⁷¹ Vgl. Rauchfleisch, Udo: Schwule, Lesben, Bisexuelle. Zürich 1996.S.77ff.

¹⁷² Vgl. ebd. S.98

¹⁷³ Vgl. ebd. S.107

Sechs von den neun befragten Frauen haben diese *Prä-Coming-Out Phase*, wie sie von Coleman und später von Rauchfleisch beschrieben wurde, bereits im Kindergarten oder in der Pubertät erlebt. Sie sprechen auch explizit von dem Moment, in dem sie ihr Anders-Sein bewusst wahrgenommen haben.

Doris und Irene haben lesbische Gefühle erst entdeckt, als sie bereits jahrelang in heterosexuellen Partnerschaften gelebt hatten. Durch ihr spätes Coming-Out stand für sie das Thema des Anders-Sein nie im Mittelpunkt. Beate, die sich eindeutig für einen lesbischen Lebensstil entschieden hat, bekam in ihrer Jugendzeit keinen einzigen Moment vermittelt, dass sie anders sei bzw. dass sie sich gegenüber einem anderen Menschen rechtfertigen müsse.

Das *eigentliche Coming-Out* beginnt bei vier befragten Frauen bereits damit, dass sie mehr Gefühle für Frauen empfunden haben. Anna und Hannas Gedanken waren ständig bei anderen Frauen, bis sie sich selbst eingestanden, dass sie lesbisch sind. Irene erzählt von Fantasien die sie von Frauen hatte, die in Neugierde übergingen mit einer Frau „sexuelle Fantasien“ auszutauschen und schließlich gingen diese in ernsthaftes Interesse an Frauen über. Die geschilderten Gedanken und Gefühle des Anders-Sein der befragten Frauen gingen in einen allmählichen, langsamen Bewusstseinsprozess über, der bei einigen viele Jahre dauerte, bis sie die Gewissheit hatten, dass sie lesbisch sind. Die Gewissheit eine lesbische Orientierung zu haben, wie Rauchfleisch sie in dieser Phase erwähnt kommt bei den befragten Frauen erst viel später zum Vorschein. Manchmal erst, nachdem sie ihre ersten sexuellen Erfahrungen mit Frauen gemacht haben.

Die explorative Phase zeichnet sich im Prinzip durch die ersten sexuellen Erfahrungen mit dem weiblichen Geschlecht aus. Rauchfleisch, der diese innerpsychische Situation und Beziehungsdynamik dieser Zeit etwas differenzierter betrachtet, hat Colemans Explorationsbegriff in einem weiteren Sinne interpretiert, auf den an dieser Stelle nicht näher eingegangen wird.¹⁷⁴

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass Phase 3, erste sexuelle Erfahrungen; Phase 4, das Eingehen erster fester Beziehungen; und Phase 5, Integration von allen befragten Frauen durchlaufen wurde.

¹⁷⁴ Der Grund dafür ist, dass Rauchfleischs Interpretation bei der Erstellung des Interviewleitfadens nicht berücksichtigt wurde und somit keine Ergebnisse zu seiner Annahme vorliegen.

7. Resümee

Im abschließenden Kapitel dieser Arbeit werde ich nun versuchen meine Forschungsfrage und Forschungsannahmen mittels der Ergebnisse der empirischen Untersuchung zu beantworten.

Die in Kapitel 4 gestellte Forschungsfrage bezieht sich auf das zentrale Thema der Arbeit, den Prozess des Coming-Out: *Welche Erfahrungen haben Frauen mit ihrem persönlichen Coming-Out gemacht?* In meiner Arbeit habe ich den Prozess anhand von verschiedenen Kategorien, die in der inhaltlichen Analyse entwickelt wurden, beschrieben und somit eine umfassende Beantwortung dieser allgemeinen Frage ermöglicht.

Zu Beginn wurden sehr allgemein die *Gefühle des Anders-Sein* dargestellt. Bei fünf von den neun befragten Frauen stellte sich im Interviewverlauf heraus, dass ihr persönliches Coming-Out ein allmählicher, langsamer „Bewusstwerdungsprozess“ war. Manche Frauen sprechen von einer Entwicklung, die schon sehr früh begonnen hat und viele Jahre andauert hat.

Die beiden Frauen, die bereits jahrelang in heterosexuellen Beziehungen gelebt hatten und denen erst nach Jahren bewusst wurde, dass sie Frauen anziehend finden, hatten nie ein Gefühl von Anders-Sein. Eine weitere Frau gab an, dass sie zu keinem Zeitpunkt ihrer Entwicklung das Gefühl hatte „anders“ zu sein. In diesem Zusammenhang sei gesagt, dass auch diese Frau anfänglich Beziehungen mit Männern hatte und erst einige Jahre später ausschließlich „monogame“ Beziehungen mit Frauen hatte. Daraus kann geschlossen werden, dass gleichgeschlechtlich liebende Frauen in der Regel auch nicht die „klassischen Phasen“ des Coming-Outs durchlaufen.

Die befragten Frauen, die bereits im Kindergarten oder in der Volksschule bemerkt haben, dass sie „anders“ sind, weisen in Konfrontation mit Colemans Phasenmodell mehr Ähnlichkeiten mit dessen Phaseneinteilung auf, als die Frauen, die ihr Lesbischsein erst in einer späteren Lebensphase entdeckt haben. Udo Rauchfleisch, der die einzelnen Coming-Out Phasen sehr ausführlich und verständlich darstellte, deutete darauf hin, dass ein Coming-Out nicht linear verläuft, sondern einem zirkulären Prozess entspricht, bei dem individuelle Faktoren und soziale Erfahrungen genauso eine Rolle spielen.¹⁷⁵ Seine Einschätzung ist im Kontext dieser Arbeit auf jeden Fall zu berücksichtigen. Auch wenn im Folgenden versucht wird, universelle Aussagen für den Coming-Out Prozess darzustellen, so muss trotzdem immer wieder darauf hingewiesen werden, dass ein Coming-Out immer eine Entwicklung darstellt, die von den einzelnen subjektiven Erfahrungen der Frauen

¹⁷⁵ Vgl. Rauchfleisch, Udo: Schwule, Lesben, Bisexuelle. Zürich 1996. S.76

abhängig ist und daher Abweichungen von allgemeinen Phasenmodellen vorhanden sind. Von zentraler Bedeutung ist immer das soziale Lebensumfeld in dem die Mädchen/Frauen aufgewachsen sind. Diese Annahme wird aber auf Grund der vorliegenden Studie nicht weiter überprüft, da meine „Untersuchungseinheit“ dafür auch zu klein ist.

Im nächsten Abschnitt wurde der Rückzug oder „der Versuch wie alle anderen zu sein“ in den Mittelpunkt der Analyse gestellt. In dieser „Kategorie“ wurde offensichtlich, dass drei Frauen die Erfahrung gemacht haben, dass ihr Anders-Sein Einsamkeit, Rückzug und Isolation zur Folge hatte. Dieses „Phänomen“ wurde auch in der Theorie beschrieben: Die Entscheidung lesbisch zu leben, ist für die wenigsten Frauen einfach, da sie damit rechnen müssen mit ihren Gedanken und Gefühlen (zumindest anfänglich) alleine zu sein und wahrscheinlich ein ganzes Leben lang einer gesellschaftlichen Gruppe angehören werden, die eine Minderheit darstellt.

Außerdem zeigte sich, dass alle Frauen (bis auf eine) heterosexuelle Erfahrungen im „Vorfeld“ gemacht haben. Wie auch aus der Literatur hervorgeht zeigte sich im Kontext dieser Forschungsarbeit, dass lesbische Frauen tendenziell mehr heterosexuelle Erfahrungen aufweisen können als schwule Männer. Ein möglicher Erklärungsansatz für diesen Umstand könnte die Norm der Zwangsheterosexualität sein, der Frauen in unserer Gesellschaft in stärkerem Ausmaß unterliegen bzw. zu entsprechen versuchen. Eine Frau sprach sogar explizit vom Versuch „zwanghaft heterosexuell zu sein“.

Eine weitere Erfahrung die vier Frauen im Zusammenhang mit ihrer Homosexualität gemacht haben war, dass sie sich von Kindheit an, als Außenseiterin empfunden haben. Dabei ist anzumerken, dass dieses Außenseiter-Dasein nicht von allen Frauen negativ beschrieben wird. Zwei Frauen haben angegeben, dass es „normal“ war, dass sie sich daran gewöhnt hatten und das sie mit dem Wissen „anders“ als andere zu sein ganz gut leben konnten. Drei Frauen konnten von unangenehmen Erfahrungen aufgrund ihrer äußerlichen Erscheinung und aufgrund von Reaktionen in ihrem sozialen Umfeld berichten. Es gab eine Frau, die in diesem Zusammenhang meinte, dass sie sich ab und zu wünschen würde heterosexuell zu sein, aber nur, weil es für sie viel schwieriger ist, Frauen kennen zu lernen.

Ein nächster Punkt stellen die ersten Gespräche der befragten Frauen über ihre Gefühle dar: Fünf Frauen haben sich einer anderen Person offenbart, die anderen Frauen sprachen nicht explizit darüber, da ihr soziales Umfeld im Laufe der Zeit einfach mitbekam, dass sie lesbisch sind. Es hat sich herausgestellt, dass das nähere Lebensumfeld der Frauen auf jeden Fall über ihre „gleichgeschlechtliche“ Lebensweise Bescheid weiß, im weiteren Umfeld (entfernte Verwandte, Alltagssituationen) kann es sein, dass es verheimlicht wird. Die Reaktion der Familien war sehr unterschiedlich: Einige Elternteile reagierten positiv, dann gab es welche die reagierten abweisend. In fast allen Fällen,

haben die Eltern die anfänglich enttäuscht und negativ reagiert hatten sich im Laufe der Jahre mit der Lebenssituation ihrer Tochter „angefreundet“ und können es heute auch akzeptieren, dass sie „lesbisch“ leben. Es gab unterschiedliche Resonanzen aus dem sozialen Umfeld, nachdem sie erfahren hatten, dass die Frauen lesbisch sind. Global betrachtet, war keine Frau mit negativen Reaktionen konfrontiert, die ihre Lebensqualität in erheblicher Weise eingeschränkt hätte. Nur eine Frau hatte die Erfahrung gemacht, dass die Menschen sich aufgrund ihrer sexuellen Orientierung von ihr abgewendet haben. Sie zog aus diesem Grund in eine andere Stadt, was ihre Lebenssituation auf jeden Fall verbessert hat. Zwar war sie in ihrer neuen Umgebung mit Problemen im beruflichen Bereich konfrontiert, aber dafür nicht mehr im privaten Kontext.

Die Nachteile die lesbische Frauen in ihrer Homosexualität gesehen haben, waren häufig im beruflichen Bereich. Aus diesem Grund entschied sich eine der befragten Frauen ihre „lesbische Orientierung“ im Arbeitsleben zu verheimlichen. Sie möchte sich dieser Auseinandersetzung und Rechtfertigung im Berufsleben nicht stellen. Eine andere Frau sieht erhebliche Nachteile darin, dass sie Angst hat sich mit ihrer Freundin nachts in der Öffentlichkeit zu zeigen. Sie hat bereits schlechte Erfahrungen in diese Richtung gemacht, da sie erlebt hat, dass sich andere Männer durch ihr Lesbischsein provoziert fühlen.

Resümierend kann festgehalten werden, dass es für Frauen in der heutigen Zeit aber doch einfacher geworden ist, lesbisch zu leben. Obwohl Frauen nach wie vor mit Diskriminierung zu kämpfen haben, sind die Verbesserungen der rechtlichen Lage und im alltäglichen Kontext deutlich zu bemerken. Die heterosexuelle Mehrheit der Gesellschaft hat in langsamen Schritten begonnen, die Existenz von homosexuellen Identitäten anzuerkennen und sie so zu akzeptieren wie sie sind. In den Erzählungen der Frauen wurde deutlich, dass es zwar noch immer Menschen gibt, die nicht nachvollziehen können, warum man sich entscheidet homosexuell zu leben. Aber es ist schon anzumerken, dass die Frauen von ihren Familien und ihren Freunden als das angenommen werden was sie sind: einfach „anders“ oder lesbisch.

Die Entwicklung zu einer allgemeinen Akzeptanz von gleichgeschlechtlichem Verhalten in unserer Gesellschaft wird aber noch viele Jahrzehnte oder sogar länger dauern. Frauen, die sich dafür entschieden haben ihr Anders-Sein zu leben haben zwar mit vielen Nachteilen in ihrer Lebenssituation zu rechnen. Trotz aller Schwierigkeiten besitzen sie eine Freiheit, nämlich die Freiheit, ihr Leben nach ihren Wünschen, Träumen und Vorstellungen zu gestalten.

Im Folgenden werde ich versuchen, meine zentralen Annahmen mit den Untersuchungsergebnissen zu überprüfen.

Die erste zentrale Annahme lautete folgendermaßen: *Das Anders-Sein wurde bereits in frühester Kindheit bemerkt, aber die Erkenntnis lesbisch zu sein, kam erst viel später.* Die erste Annahme konnte sich bei sechs Frauen bestätigen. Diese Frauen haben im Kindergarten oder in der Volksschule entdeckt, dass sie anders sind. Auch aus den Schilderungen der Frauen geht hervor, dass der Prozess des Coming-Out viele Jahre gedauert hat.

Die zweite Annahme die im Forschungskontext entwickelt wurde lässt sich so darstellen, dass der Coming-Out Prozess von Frauen eine lange und schwierige Entwicklung darstellt. Diese Annahme trifft auf fünf Frauen zu. Sie sprechen von einem allmählichen langsamen „Bewusstwerdungsprozess“ der bei einigen Frauen ein jahrelanger Prozess war. Frauen unterliegen in unserer Gesellschaft dem „Zwang“ heterosexuell sein zu müssen, da diese als die einzige mögliche Lebensweise vermittelt wird. Auch die befragten Frauen thematisieren die Zwangsheterosexualität, indem sie „zwanghaft“ versuchten heterosexuell zu sein. Aufgrund dieser gesellschaftspolitischen Diskriminierung stellt sich der Coming-Out Prozess schwieriger dar. Die „Unsichtbarkeit“ lesbischer Frauen die von Reinberg und Roßbach in ihren Untersuchungen aufgegriffen wurde, war für die betroffenen Frauen in diesem Forschungszusammenhang kein Thema.

Die dritte Annahme bestand darin, dass sich lesbische Mädchen in die „Außenseiterin-Rolle“ gedrängt fühlen. Für fünf der Frauen bestätigte sich diese Annahme. Es war ganz „normal“ für sie Außenseiterin bzw. Einzelgängerin aufgrund ihrer Homosexualität zu sein. Nicht alle Frauen beschreiben es negativ eine Außenseiterrolle in unserer Gesellschaft einzunehmen. Gründe für diese Akzeptanz können sein, dass sich die Frauen von klein auf daran gewohnt hatten. Es ist zu erwähnen, dass alle von diesen fünf Frauen von Kindergarten oder Pubertät an bemerkt haben, dass sie „anders“ sind.

Die vierte Annahme war, dass lesbische Frauen mit unangenehmen Erfahrungen und Diskriminierungen konfrontiert sind die ihren gesamten Lebensbereich betreffen. Sieben der befragten Frauen bestätigen diese Annahme. Jede von ihnen hat schon einmal eine offene Diskriminierung erlebt, aber auch die verdeckte Diskriminierung bekommen lesbische Frauen zu spüren. Reinberg/ Roßbach haben unter anderem auch die gesellschaftliche Nicht-Wahrnehmung von Lesben betont, diese wurde aber in Zusammenhang von Diskriminierungen bei den befragten Frauen nicht thematisiert.

Ein sehr wichtiger Moment in der Phase des Coming-Out einer Frau sind die ersten Gespräche mit nahe stehenden Bezugspersonen, denen sie ihre Homosexualität anvertrauen. Bemerkenswert war, dass nur eine der insgesamt neun befragten Frauen die Eltern als erste Bezugsinstanz herangezogen hat, um ihre Homosexualität mitzuteilen. Natürlich muss das nicht unbedingt bedeuten, dass die Mädchen keinen Rückhalt und kein Vertrauen in ihre Familien haben. Manchmal fällt es den Frauen leichter, wenn sie sich im

Vorfeld einer „unbeteiligten“ Person anvertrauen und erst später zu den Eltern gehen um sich zu outen. Wahrscheinlich fällt es den Mädchen dann umso leichter die richtigen Worte im Umgang mit den Eltern zu finden. Ein positiver Verlauf im Coming-Out ist leichter gegeben, wenn die Mädchen von einer vertrauensvollen Beziehung zu ihren Eltern ausgehen können. Von erheblicher Bedeutung für eine weitere positive Entwicklung sind aber auch die nächsten Bezugspersonen: Freunde, Verwandte und Bekannte.

Abschließend zu diesem Kapitel und zur gesamten Arbeit möchte ich die Aussage einer Interviewpartnerin anführen:

„Wenn ich vor der Wahl stünde, ob ich heterosexuell sein oder lesbisch sein möchte, ich würde mich fürs Lesbisch sein entscheiden, ich möchte nicht anders leben, ich finde es ist ein gutes Leben, trotz allem.“ Erika

8. Literaturverzeichnis

Beauvoir, Simone de: Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Reinbek bei Hamburg 1980. (Rowohlt)

Buba, Hans Peter (Hg.) et al.: Benachteiligung gleichgeschlechtlich orientierter Personen und Paare. Studie im Auftrag des Bundesministeriums der Justiz. Köln 2001. (Bundesanzeiger Verlagsges.m.b.H.)

Coleman, Eli: Developmental Stages of the Coming-Out Process. In: William, Paul et al. (Hg.) Homosexuality, Sage Publications, Kapitel 12. Beverly Hills 1982.

Dannecker, Martin/ Reiche, Reimut: Der gewöhnliche Homosexuelle. Eine soziologische Untersuchung über männliche Homosexuelle in der Bundesrepublik. Frankfurt/Main. 2. Auflage 1975 (S. Fischer)

Eden, Gabriele/ Woltereck, Britta (Hg.): Lesbisches Leben zwischen Lust und Last. In: Dürmeier, Waltraud: Wenn Frauen Frauen lieben... und sich für Selbsthilfe - Therapie interessieren. München 1991. (Frauenoffensive)

Erikson, E.: Identität und Lebenszyklus. Frankfurt/ Main 1973. 2. Auflage (Suhrkamp)

Frey, H.-P./ Haußer, K. (Hg.): Identität. Entwicklungen psychologischer und soziologischer Forschungen. Stuttgart 1987. (Enke)

Girtler, Roland: Methoden der qualitativen Sozialforschung. Anleitung zur Feldarbeit. Wien 1984. (Böhlau)

Graupner, Helmut: Homosexualität und Strafrecht in Österreich. Wien 2001. (Rechtskomitee Lambda)

Hauer, Gudrun: Was heißt es, lesbisch zu leben? In: Handl et al. (Hg.): Homosexualität in Österreich. Wien 1989. (Junius Verlags- und VertriebsgesellschaftmbH)

Hänsch, Ulrike: Individuelle Freiheiten – heterosexuelle Normen, in Lebensgeschichten lesbischer Frauen. Opladen 2003. (Leske und Budrich)

Isay, A. Richard: Schwul sein. Die Entwicklung des Homosexuellen. München 1990; in : Puff, Helmut: Lust, Angst und Provokation. Homosexualität in der Gesellschaft. Zürich 1993. (Vandenhoeck und Ruprecht)

Koch-Burghardt, Volker: Identität und Intimität. Eine biographische Rekonstruktion männlich-homosexueller Handlungsstile. Berlin 1997. (Verl. rosa Winkel)

Lautmann, Rüdiger: Die Liebe zum eigenen Geschlecht in der modernen Konstruktion. In: Puff, Helmut: Lust, Angst und Provokation. Homosexualität in der Gesellschaft. Zürich 1993. (Vandenhoeck und Ruprecht)

Lautmann, Rüdiger: Über homosexuelle Identität. In: Hey, Barbara et al.: Que(e)rdenken weibliche/ männliche Homosexualität und Wissenschaft. Innsbruck 1997. (Studien-Verlag)

Linnhoff, Ursula: Weibliche Homosexualität zwischen Anpassung und Emanzipation. Köln 1976. (Kiepenheuer und Witsch)

Mayring, Philipp: Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken. Weinheim/ Basel 1983. (Beltz)

Oerter, Rolf/ Montada, Leo: Entwicklungspsychologie. Weinheim 2002. 5. vollständig überarbeitete Auflage. (Beltz)

Rauchfleisch, Udo: Psychoanalyse und Homosexualität, in: Puff, Helmut: Lust, Angst und Provokation. Homosexualität in der Gesellschaft. Zürich 1993. (Vandenhoeck und Ruprecht)

Rauchfleisch, Udo: Schwule, Lesben, Bisexuelle: Lebensweisen, Vorurteile, Einsichten. Zürich 1996. (Vandenhoeck und Ruprecht)

Referat für gleichgeschlechtliche Lebensweisen (Hg.): Sie liebt sie. Er liebt ihn. Eine Studie zur psychosozialen Lage junger Lesben, Schwuler und Bisexueller in Berlin. Berlin 1999.

Reinberg, Brigitte/ Roßbach, Edith: Stichprobe: Lesben. Erfahrungen lesbischer Frauen mit ihrer heterosexuellen Umwelt. Pfaffenweiler 1995. (Centaureus)

Siems, Martin: Coming Out. Hilfen zur homosexuellen Emanzipation. Hamburg 1980. (Rowohlt)

Stein-Hilbers, Marlene: Sexuell werden. Sexuelle Sozialisation und Geschlechterverhältnisse. Opladen 2000. (Leske und Budrich)

Schäfer, Siegrid: Sexuelle und soziale Probleme von Lesbierinnen in der BRD. In: Eberhardt Schorsch/ Gunter Schmidt (Hg.): Ergebnisse zur Sexualforschung. Frankfurt 1976. (Ullstein).

Schmäu-Wassermann, Daniela: Homosexualität in der Schule – fehlendes Problembewusstsein und Weiterbildungsdefizit? Magisterarbeit an der Humboldt - Universität zu Berlin. Philosophische Fakultät IV. Institut für Erziehungswissenschaften.

Tichy, Angela: Zur Situation lesbischer Frauen, in: Bericht über die Situation der Frauen in Österreich, Frauenbericht 1995. Bundesministerin für Frauenangelegenheiten /Bundeskanzleramt, Wien 1995.

Zuehlke, Ramona: Nichts an mir ist anders, eigentlich...“ Becoming out- Die Verwirklichung lesbischer Selbst- und Lebenskonzepte im postmodernen Spannungsfeld von Individuum, Subkultur und Gesellschaft, München 2003. Dissertation. (Centaurus Verlag)

Internetquellen:

http://www.hosilinz.at/materialien/m_0012_situation_oesterr.html (Zugriff am 02.05.2005)

<http://www.feministischerfrauenrat.at/word/SCHATTENBERICHT.doc>

siehe Artikel 3 von Gudrun Hauer (Zugriff am 02.05.2005)

<http://arbeitsblaetter.stangl->

taller.at/PSYCHOLOGIEENTWICKLUNG/EntwicklungErikson.shtml

(Zugriff am 06.02.2008)

<http://www.wien.gv.at/recht/landesrecht->

wien/landesgesetzblatt/jahrgang/2004/html/lg2004035.htm (Zugriff am 31.05.2008)

<http://www.bizeps.or.at/news.php?nr=2699>

Sieben Fragen zum Wiener Antidiskriminierungsgesetz (Zugriff am 31.05.2008)

<http://www.hosiwien.at/download/wirwollenheiraten.pdf> (Zugriff am 05.04.2008)

<http://www.hosiwien.at/antidiskriminierungsgesetz/> (Zugriff am 05.04.2008)

http://www.andersrum.ooe.gruene.at/materialien/pics/broschure_lesben.pdf
(Zugriff am 01.06.2008)

<http://www.frauen-maedchen-beratung.de/de/informationen/index.html>
(Zugriff am 22.05.2008)

<http://www.bmfsfj.de/Politikbereiche/Gleichstellung/eu-richtlinien.html>
(Zugriff am 06.08.2008)

<http://www.wien.gv.at/queerwien/phob.htm> (Zugriff am 04.11.2008)

<http://www.wien.gv.at/queerwien/hetero.htm> (Zugriff am 04.11.2008)

http://www.homo.at/liebeist/inhalte/broschuere_web.pdf (Zugriff am 04.11.2008)

9. Anhang

Interviewleitfaden

Mein Name ist Ha Dat Huong Karin. Ich studiere Soziologie und Politikwissenschaft an der Hauptuniversität in Wien. Ich schreibe im Rahmen meiner Diplomarbeit über das weibliche Coming-Out und würde dich dazu gerne interviewen. Das Gespräch würde ich gerne aufzeichnen um mir damit die Nachvollziehbarkeit zu den einzelnen Fragen und die Auswertung zu erleichtern. Für deine Angaben sichere ich dir volle Anonymität zu. Das Interview wird ungefähr eine Stunde dauern und ich werde dir speziell zu deinem persönlichen Coming-Out Fragen stellen.

1. Frage:

Kannst du dich erinnern, wann es dir zum ersten Mal auffiel, dass du anders bist als deine gleichaltrigen Freundinnen? Kannst du ein bisschen genauer erzählen wie das war?

Nachfragen

- Ist dir dein Anderssein auf einmal aufgefallen oder bist du dessen erst allmählich bewusst geworden?
- Kannst du dich an bestimmte Situationen aus dieser Zeit erinnern, zum Beispiel in der Schule, auf Ausflügen, beim Treffen mit Freunden/ Freundinnen...)?
- Wie hast du dich gefühlt und wie bist du mit diesem Wissen umgegangen?
- Hattest du in diesem Zusammenhang positive Erlebnisse?
- Was waren unangenehme Erfahrungen, die du gemacht hast?

2. Frage:

Wie ist das dann weitergegangen als du herangewachsen bist?

Nachfragen

- Wie hast du dich verhalten? Hast du versucht so wie alle anderen zu sein oder hast du dich zurückgezogen? Wie war es im Freundes- und Bekanntenkreis?
- Ist es jemandem in deiner Umgebung aufgefallen, dass du dich nicht für Burschen interessierst und wer war das?

Wenn ja: Wie waren die Reaktionen der anderen darauf? Kannst du Beispiele erzählen?

- Wie hast du dich dabei gefühlt? Bist du dir als Außenseiterin vorgekommen?
- Haben Burschen Interesse für dich gezeigt? Wie hast du reagiert?

3. Frage:

Wann hast du jemandem zum ersten Mal davon erzählt, dass du dich zu Mädchen oder Frauen hingezogen fühlst? Kannst du das etwas genauer erzählen?

Nachfragen

- Hattest du Befürchtungen vor diesem Gespräch und welche waren das ?
- Warum hast du dich der Person offenbart?
- Wie hat sie reagiert?
- Wie hast du dich gefühlt?
- Welche in diesem Zusammenhang gemachte Erfahrungen haben dich in deiner späteren Entwicklung beeinflusst?

4. Frage:

Wann hast du zum ersten Mal sexuelle Beziehungen mit anderen Mädchen/ Frauen gehabt?

Nachfragen

- Warst du dir deiner Orientierung schon vorher sicher?
- Welchen Einfluss hat dies auf deine weitere sexuelle Identität gehabt?
- Hattest du Schuldgefühle oder war das ein Akt der Befreiung?

5. Frage:

Ist deinen Eltern und Geschwistern deine Orientierung bekannt?

Nachfragen

- Wann hast du es ihnen gesagt? Hast du es allen auf einmal gesagt oder zu verschiedenen Zeitpunkten? Wem hast du es zuerst gesagt?
- Wie haben sie zunächst darauf reagiert?
- Hat sich ihre Einstellung dazu im Lauf der Zeit verändert? Inwiefern ?
- Akzeptieren sie deine Neigung? (Aus liberaler Überzeugung oder weil es du bist)
- Hat ihre Reaktion dein Verhältnis zu ihnen verändert? In welcher Weise?

6. Frage:

Wenn den Eltern/ Geschwistern nicht bekannt: Warum verheimlichst du deine Neigung?

Anmerkung: Alle Eltern und Geschwister der lesbischen Frauen wissen Bescheid.

7. Frage:

Hat deine sonstige Umwelt (Bekannte, ArbeitskollegInnen etc.) von deiner Neigung erfahren und wie ist das geschehen?

Nachfragen

- Von mir selber, über Freundinnen oder über Personen, mit denen ich darüber gesprochen habe.
- Aufgrund von Gerüchten und Tratsch, denen du nicht entgegengetreten bist.
- Welche Unterschiede in der Reaktion der Umwelt hast du nach deinem Coming-Out bemerkt?
- Hast du nach deinem Coming-Out Nachteile in deiner Lebenssituation erfahren?

8. Frage:

Wie ist es heute? Ist deine Orientierung allgemein bekannt?

Nachfragen

- Gibt es Bereiche, in denen du deine Präferenz verheimlichst? (weitere Familie, Bekanntenkreis, Freizeit, Universität...) Aus welchen Motiven?
- Glaubst du, dass KollegInnen, Bekannte deshalb Vorbehalte gegen dich haben?
- Bist du schon offen oder stillschweigend diskriminiert worden? Wie hast du darauf reagiert?
- Wie begegnest du Vorurteilen? (Offensiv oder eher defensiv)

9. Frage:

Wenn die Homosexualität nicht nach außen gelebt wird:

Möchtest du den Schritt nach außen noch wagen?

Wenn nein: Warum willst du das nicht?

10. Frage:

Wie gestaltet sich deine heutige Lebenssituation?

Nachfragen

- Lebst du in einer Partnerschaft oder bist du alleine?
- Wenn in Partnerschaft: wie wird das von deiner übrigen Umwelt aufgenommen?

11. Frage:

Hast du dich einer Bewegung angeschlossen und wie erlebst du die Subkultur?

Nachfragen

Legst du Wert darauf als Lesbe erkannt zu werden? Gilt das vor allem in der Subkultur oder überhaupt?

12. Frage:

Gibt es Situationen, in denen es dir noch heute unangenehm ist als Lesbe wahrgenommen zu werden?

13. Frage:

Welchen Rat würdest du einem jungen Mädchen geben, das sich in einer ähnlichen Situation befindet, wie du früher? Was sollte sie beachten, worauf Rücksicht nehmen?

14. Frage:

Was wünschst du dir für deinen weiteren Lebensverlauf?

-Perspektiven, Ziele, Träume, Wünsche...

Die Interviewpartnerinnen

Anna	20 Jahre, Pflichtschule, Maskenbildnerin
Beate	39 Jahre Matura, Beraterin Rosa Lila Villa hauptberuflich
Claudia	32 Jahre Studium Theaterwissenschaft, Kunst- u. Öffentlichkeitsarbeit
Doris	30 Jahre Studium Psychologie, Sozialarbeiterin
Erika	52 Jahre Studium, Lektorin an der Universität Wien
Franziska	27 Jahre Sozialakademie, Beratungsstelle für gleichgeschlechtliche Lebensweisen
Gabi	33 Jahre HBLA, Kaufmännische Angestellte
Hanna	21 Jahre HAK Matura, Studium Politikwissenschaft
Irene	44 Jahre Lehre Verkauf, Kaufmännische Angestellte

LEBENS LAUF

Persönliche Daten

Name	Ha Dat Huong Karin
Geburtsort	Hong Kong
Wohnort	1030 Wien
Staatsbürgerschaft	Österreich

Ausbildung

1999 - 2008	Universität Wien Studium Kombinationsstudium Soziologie/ Politikwissenschaft
1991 – 1999	BRG Waidhofen/ Ybbs Abschluss: Matura
1987 – 1991	Volksschule Weyer an der Enns

Arbeitserfahrung

seit 2006	Assistenz Procter und Gamble
Jan. 2006 – Okt. 2006	Henderson Global Investors Assistentin der Geschäftsführung
2003/ 2004/ 2005	Div. Bürotätigkeiten
Juli 2004	Praktikum Haus der Barmherzigkeit
1997-2000	Ferialpraktika Marktgemeinde Weyer an der Enns

Abstract (deutsch)

Das Thema der Diplomarbeit behandelt die weibliche Homosexualität und dabei im besonderen den Coming-Out Prozess von lesbischen Frauen. In der Aufarbeitung unterschiedlichster Literatur sollen alle Aspekte einer homosexuellen Identität angesprochen werden. Das zentrale Thema der Arbeit, der Coming-Out Prozess von lesbischen Frauen und seine Darstellung in der Literatur wird ausführlicher beleuchtet. Es werden die verschiedenen Phasenmodelle des Coming-Out Prozesses, die in der Literatur existieren, präsentiert. Die eigentliche Leistung der Arbeit stellt die empirische Untersuchung dar. Es wurden neun lesbische Frauen zu ihrem individuellen Coming-Out interviewt. Dazu wurde im Vorfeld ein Interviewleitfaden erstellt, der bei der Erstellung der Annahmen sehr hilfreich war. Die Ergebnisse der Arbeit werden im Methodenkapitel eingehend gezeigt. Von erheblicher Bedeutung war auch der Anspruch zwei Phasenmodelle der Literatur mit den Erfahrungen der befragten Frauen in Beziehung/Vergleich auf Ähnlichkeiten und Unterschiede zu setzen. Im abschließenden Teil der Arbeit wird versucht die Forschungsfrage zu beantworten und die Forschungsannahmen zu beleuchten.

Abstract (englisch)

The main issue of the thesis is the female homosexuality and in particular the coming-out process of lesbian women. First of all, the intention was to illustrate different literature concerning all aspects of a homosexual identity. The coming out process of lesbian women and how it shows up in literature is described in detail. Different phase models of the coming out process are exemplified. The essential focus in the thesis is the empirical study about the lesbian women. Previously nine women were interviewed to their individual process of coming out. The results of the empirical analysis are discussed in the subsequently chapter. It was of importance to compare the phase models in the literature with the personal experiences of the women. Finally, the presuppositions and the common questions that were mentioned in the thesis will be answered.